# Agraffia und Fatime,

oder:

# Die Folgen der Schuld.

---

Historisch=romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen.

Von

J. Satori.

---

Erster Theil.

---

Braunschweig,
Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.
1847.

LD 280

405G

BIB

Südöstlich, nicht weit von der schlesischen Grenze, in dem ehemaligen Königreiche Polen, befindet sich die in jeder Beziehung unansehnliche Stadt Czenstochau, und etwa eine Meile davon entfernt, hoch oben auf einem Berge, ist ein Kloster, zu dem jedoch jetzt nur noch ein ziemlich bequemer Fußsteg, nicht mehr, wie in früherer Zeit, ein breiter Fahrweg führt.

Die Kirche dieses Klosters enthält ein für die Polen unschätzbares Heiligthum, nämlich ein altes Marienbild, von dem sie behaupten, daß es Wunder verrichtet, und fest daran glauben. Deshalb sieht man auch zu jeder Tageszeit Fromme, welche diesen Berg erklimmen, um ihre Andacht vor der Mutter unseres Heilandes zu verrichten, zu der an den ihr geweihten Festtagen Tausende hinauf ziehen, ihre Fürbitte bei Gott, zur Erreichung irgend eines Wunsches, zu erflehen.

Indessen so wie gegenwärtig war es nicht in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; denn damals befand sich zwar schon die Kirche, worin jetziger Zeit das Bild der heiligen Jungfrau den Gläubigen vorgezeigt wird, auf derselben Stelle, wo wir sie gegenwärtig finden; allein das jetzige Klostergebäude hatte damals eine andere Bestimmung, als nun. Es war ein Schloß, und gehörte seit seiner Erbauung, mithin seit undenklich vielen Jahren, dem Geschlechte der Edeln von Ignatowski.

Zuweilen ward es von einem Abkömmlinge dieser alten und reichen Familie bewohnt; aber noch weit öfter stand es völlig unbenutzt, und nur der Aufsicht eines Castellans anvertraut, der darin eine Wohnung eingerichtet hatte. Doch auch in dem letzteren Falle kam der jedesmalige Eigenthümer im Jahre einmal nach Beztroski, wozu jedoch ein besonderer Beweggrund ihn antrieb: der, daß jeder Besitzer davon, durch eine Testamentsklausel seiner Vorfahren, dazu verpflichtet worden war, dieses Schloß in besonders gutem baulichen Zustande zu erhalten; an seiner Einrichtung durchaus Nichts zu verändern, viel weniger es zu verkaufen, und wenn gegen diese Verfügungen gefehlt würde, so sollte der Staat ein Recht dazu erhalten, nicht nur das Schloß selbst, sondern auch die vielen Ländereien noch an sich zu reißen, mit ihren reichen Einkünften.

Diese Bestimmung ihres Vorfahren machte jeden nachherigen Eigenthümer dieser Besitzung vorsichtig und trieb ihn an, sie gewissenhaft zu erfüllen, weil er leicht berechnen konnte, daß man darauf denken würde, wo möglich dem Staate ein so großes Einkommen zu verschaffen.

Die Hand der Mode durfte mithin in dem Schlosse Beztroski keinen Dienst verrichten, und aus diesem Grunde war die Ausmöblirung der sämmtlichen Zimmer zwar äußerst kostbar, aber doch ganz anders wie sonst in den Schlössern der Großen, besonders wie in den Palästen von Denen, die in Krakau selbst ihren Wohnsitz hatten, wo die Könige von Polen zu jener Zeit Hoflager hielten. Darum brachten also die jedesmaligen Besitzer von Beztroski immer guten Stoff zu launigten Erzählungen mit nach Hause, wenn sie die Wiege ihrer Ahnen besucht hatten. Aber sie erweckten durch diese Erzählungen auch bei ihren Zuhörern jenes behagliche Gefühl, welches man dann empfindet, wenn man überlegt, daß es eben nicht nothwendig ist, an einem Orte zu leben, wo man es nicht gemüthlich finden würde, mithin nur ungern daselbst wohnen möchte, an einem, von dem wir erfahren haben, daß Kobolde aller Art da ihr Wesen treiben, und daß es nothwendig sei, mit ihnen eine Art von Freundschaftsbündniß zu unterhalten,

Indessen so wie gegenwärtig war es nicht in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; denn damals befand sich zwar schon die Kirche, worin jetziger Zeit das Bild der heiligen Jungfrau den Gläubigen vorgezeigt wird, auf derselben Stelle, wo wir sie gegenwärtig finden; allein das jetzige Klostergebäude hatte damals eine andere Bestimmung, als nun. Es war ein Schloß, und gehörte seit seiner Erbauung, mithin seit undenklich vielen Jahren, dem Geschlechte der Edeln von Ignatowski.

Zuweilen ward es von einem Abkömmlinge dieser alten und reichen Familie bewohnt; aber noch weit öfter stand es völlig unbenutzt, und nur der Aufsicht eines Castellans anvertraut, der darin eine Wohnung eingerichtet hatte. Doch auch in dem letzteren Falle kam der jedesmalige Eigenthümer im Jahre einmal nach Beztroski, wozu jedoch ein besonderer Beweggrund ihn antrieb: der, daß jeder Besitzer davon, durch eine Testamentsklausel seiner Vorfahren, dazu verpflichtet worden war, dieses Schloß in besonders gutem baulichen Zustande zu erhalten; an seiner Einrichtung durchaus Nichts zu verändern, viel weniger es zu verkaufen, und wenn gegen diese Verfügungen gefehlt würde, so sollte der Staat ein Recht dazu erhalten, nicht nur das Schloß selbst, sondern auch die vielen Ländereien noch an sich zu reißen, mit ihren reichen Einkünften.

Diese Bestimmung ihres Vorfahren machte jeden nachherigen Eigenthümer dieser Besitzung vorsichtig und trieb ihn an, sie gewissenhaft zu erfüllen, weil er leicht berechnen konnte, daß man darauf denken würde, wo möglich dem Staate ein so großes Einkommen zu verschaffen.

Die Hand der Mode durfte mithin in dem Schlosse Beztroski keinen Dienst verrichten, und aus diesem Grunde war die Ausmöblirung der sämmtlichen Zimmer zwar äußerst kostbar, aber doch ganz anders wie sonst in den Schlössern der Großen, besonders wie in den Palästen von Denen, die in Krakau selbst ihren Wohnsitz hatten, wo die Könige von Polen zu jener Zeit Hoflager hielten. Darum brachten also die jedesmaligen Besitzer von Beztroski immer guten Stoff zu launigten Erzählungen mit nach Hause, wenn sie die Wiege ihrer Ahnen besucht hatten. Aber sie erweckten durch diese Erzählungen auch bei ihren Zuhörern jenes behagliche Gefühl, welches man dann empfindet, wenn man überlegt, daß es eben nicht nothwendig ist, an einem Orte zu leben, wo man es nicht gemüthlich finden würde, mithin nur ungern daselbst wohnen möchte, an einem, von dem wir erfahren haben, daß Kobolde aller Art da ihr Wesen treiben, und daß es nothwendig sei, mit ihnen eine Art von Freundschaftsbündniß zu unterhalten,

wenn sie uns anders nicht durch ihre Neckereien beunruhigen sollen.

Wirklich aber waren die Schilderungen, welche die Besitzer von Beztroski von da mit nach Krakau brachten, um das alte Schloß wo möglich noch in einen weit üblern Ruf zu bringen, als der war, in dem es ohnehin schon stand, nicht ganz ohne Grund; denn besonders Solchen, welche nicht vielen Muth mit dahin brachten, oder eine überreizte Fantasie, drängte sich manche Bemerkung auf, wenn sie die eigenthümliche Bauart dieses Schlosses in Betrachtung zogen, und die Einrichtung seiner Gemächer.

Ein sehr langer und nicht in gleichem Grade breiter Saal theilte die beiden Reihen derselben, welche sich eine Treppe hoch befanden, und an jedem Ende hatte dieser Saal drei Fenster. Die rechter Hand zeigten hinab in das Thal, woselbst sich die kleine Stadt Czenstochau schon zur damaligen Zeit befand, und die zur linken Seite in den Schloßhof.

Die Gemächer, welche sich auf der entgegengesetzten Seite befanden, wenn man die Treppe hinauf kam, bestanden aus einem sehr großen in der Mitte, und aus zweien an jeder Seite, an welche wieder ein ganz kleines grenzte, und die Fenster von allen zeigten nach dem in der Umgegend befindlichen Gebirge, das dicht von Bäumen bewachsen war. Manche

von diesen Gemächern hatten daher eine reizvolle Aussicht, andere dagegen eine weniger angenehme.

In dem mittleren großen Saale waren ringsum an den Wänden Schränke, worin sich Seltenheiten aus dem Reiche der Natur befanden; auch in einigen Pergamentrollen und große Packe alter in lateinischer Sprache beschriebener Papiere, deren Inhalt — wie man sich erzählte — die Bestätigung der Sagen enthalten sollte, welche in der ganzen Umgegend von Mund zu Mund wiederholt wurden, und von welchen manche höchst romantisch klangen, jedoch in ihrem Inhalte von einander abwichen. Nach der Mehrzahl sollte in dem Gemache, welches am Ende der Reihe derselben, zur rechten Seite sich befand und sehr klein war, im Vergleiche zu den übrigen, ein Doppelmord begangen worden sein. Nämlich, Einer aus dem Geschlechte der Ignatowski sollte, um zu dem Besitze einer schönen Jüdin zu gelangen, die er grenzenlos geliebt hatte, seine tugendhafte und ebenso schöne Gemahlin ermordet und einige Jahre später sich selbst, unter ihrem Bilde, das Leben genommen haben, weil er sich von der Untreue seiner Geliebten mußte überzeugt halten.

So viel ist gewiß, daß sich schreckliche Vorfälle in diesem Schlosse Beztroski und in den Gemächern mußten zugetragen haben, die an den kleinen Saal grenzten; denn sie standen bei den Familienmitgliedern

der verschiedenen Castellane, welche das Schloß beaufsichtigten, in gar schlechtem Rufe, und wurden stets verschlossen gehalten. Nur jährlich einmal mußten sie begreiflich geöffnet werden, und zwar dann, wenn der jedesmalige Besitzer dieses Schlosses angelangt war, um sich zu überzeugen, ob nirgends eine Ausbesserung nöthig wurde. Dann aber konnte er jedesmal die Bemerkung bestätigt finden, wie ein Jahr früher, daß nicht einmal ungewöhnlich viel Staub auf den Möbeln lag; daß die schweren und faltenreichen Behänge der Fenster wenig verblichen waren und so blieben, wie die Bezüge auf den Stühlen und auf einer Art von Sophas.

Das kleine Gemach am Ende der Zimmerreihe zur rechten Seite, welches vor den übrigen in besonders üblem Rufe stand, weil hier der Doppelmord sollte begangen worden sein, und von dem man behauptete, daß hier der Verbrecher, welcher damit seine Seele belastet hatte, in jeder Nacht sein Wesen treibe, da er im Grabe keine Ruhe finden könne, mußte in der That von einer Dame bewohnt worden sein; denn im Hintergrunde desselben stand ein Stickrahmen mit einer noch unvollendeten Arbeit, und am Fenster, in der Niesche desselben, vor einem Lehnsessel, eine sehr kostbare, sogar mit Edelsteinen ausgelegte Harfe. Sehr werthvolle Gemälde bedeckten zum Theil die Wände.

Darunter befand sich eines, das eine Dame vorstellte, die zwar nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre gewesen zu sein schien, als man sie gemalt hatte; die aber dennoch äußerst schön und besonders gut aussah, zugleich jedoch ungemein traurig. Aller Wahrscheinlichkeit nach stellte dieses Bild die durch ihren Gemahl Ermordete vor; wenigstens behauptete das die Sage.

Mancher aus dem Geschlechte der Edeln von Ignatowski kam nach dem Stammschlosse seiner Vorfahren mit der Absicht, während seiner Anwesenheit dort die alten beschriebenen Pergamentrollen und Papiere durchzulesen, um mit Gewißheit zu erfahren, was sie für Mittheilungen enthielten. Allein es führte Keiner von ihnen diesen Vorsatz aus, oder er fand es wenigstens für gut, über den Erfolg desselben zu schweigen.

---

Das einigermaßen beschriebene Schloß Beztroski kam unter der Regierung Siegmund **III.** zuletzt an den Sohn des Starosten Dominik Stanislaus Ignatowski, der in seinem zwanzigsten Jahre sich mit der funfzehnjährigen Tochter des Reichsraths Romanowski vermählt hatte, und zur Zeit des Todes seines Vaters schon drei Kinder besaß, zwei Töchter und einen noch um einige Jahre jüngeren Sohn.

Dominik Ignatowski besaß einen äußerst rechtlichen Charakter, aber auch einen unbeugsamen Eigensinn, der zuweilen in Starrsinn ausarten konnte, sobald er etwas durchsetzen wollte, was er als recht erkannte, und diese Eigenthümlichkeit brachte es nicht selten dahin, daß er den Personen sogar, die er sonst liebte, Kränkungen zufügte, wenn sie es versuchten, ihm zu widersprechen, oder auch nur mit Gegenvorstellungen seinen Willen zu bekämpfen. Ja selbst sein König richtete Nichts bei ihm aus, wenn er einmal eine Meinung gegen dessen Absichten gefaßt hatte. Aber er wollte auch nur, was recht und gut war, zum Vortheile seines Vaterlandes, wie zum Wohle seines Königs, bei dem es die Nothwendigkeit erheischte, daß eine kräftige Hand ihn bei seinen Handlungen leitete, weil er selbst zu schwach war, um kräftig einen Entschluß zu fassen. Darum erwarb sich Dominik Ignatowski die Liebe seiner Nation in einem höheren Grade, als sonst Einer seines Gleichen es vermochte, und sie drängten ihn gleichsam gegen seinen Willen in den Reichsrath, wo seine Stimme bald nachdrücklicher wirkte, als die jedes andern Großen des Reiches.

Die Gemahlin des Starosten Dominik Ignatowski, Vannienka, stammte, wie er, aus einem alten Geschlechte, und brachte ihm ein großes Vermögen zu. Auch war sie schön und besaß so viele gute

Eigenschaften, einen so vortrefflichen Charakter, wie Wenige ihres Geschlechtes. Aber sie kränkelte schon bald nach ihrer Verheirathung beinahe beständig und konnte darum nur selten bei Hofe erscheinen; ebensowenig bei öffentlichen Festen, oder sonst in großer Gesellschaft; denn jedes Geräusch in ihrer Nähe wirkte nachtheilig auf ihre Nerven, und sie mußte darauf mehr leiden, als gewöhnlich. Dieses öftere Unwohlsein aber schrieb sie ihrer zu frühen Verheirathung zu und nahm sich vor, ihre Töchter dereinst davon zurückzuhalten.

Die älteste derselben hieß Agraffia; ihre nur um ein Jahr jüngere Schwester Olga, und Beider Bruder Boleslaw.

Der Umstand, daß die Gemahlin des Reichsraths Ignatowski, ihrer öfteren Kränklichkeit wegen, nicht häufig sich nach Hofe begeben, ebenso selten große Gesellschaften besuchen und den öffentlichen Vergnügungen beiwohnen konnte, wie die übrigen Damen ihres Ranges, verursachten wohl, daß sie ihrem Gatten auf eine ihm angenehme Weise Gesellschaft leisten, ihren Kindern eine sorgsame Mutter werden konnte, die mit einer beinahe übertriebenen Pünktlichkeit ihre Pflichten gegen sie erfüllte, wobei sie ein gewissenhafter und geschickter Hauslehrer getreulich unterstützte; allein ihr Gemahl vermißte doch ungern dauernde Gesundheit bei ihr, da er selbst sich einer solchen er-

freute. Es wollten daher Manche behaupten, daß er eben deshalb es im Punkte der ehelichen Treue nicht allzugenau nahm, sondern nur sorgfältig dahin strebte, daß seine Gemahlin davon keine Ahnung bekam; weil er um keinen Preis der Welt sie, die ein Engel an Sanftmuth und Herzensgüte war, betrübt hätte, vielmehr ihr stets mit der größten Aufmerksamkeit begegnete und dafür sorgte, daß auch Andere, auf welche er Einfluß auszuüben hatte, besonders seine Dienerschaft, diesem Beispiele folgten.

---

Zwar bewohnte der Reichsrath Ignatowski in der Regel seinen Palast in Krakau; allein während einiger Monate im Jahre hielt er sich auf einer kleinen ländlichen Besitzung auf, die nur eine Meile von Krakau entfernt, von Waldungen umgeben, dicht an einem beträchtlich großen See lag und eine reizvolle Umgebung hatte; weshalb Dominik Ignatowsky gern nach Gayrozany sich verfügte, um sich hier von dem Drucke seiner Geschäfte zu erholen, weil er im Reichsrathe seine Kräfte bei den Arbeiten, die ihm zu erfüllen oblagen, bei weitem mehr anstrengte, als mancher Andere.

Die Charaktere, wie auch die Temperamente seiner Töchter waren verschieden, und es gewann leider den Anschein, als wenn alle Bemühungen und Sor-

gen, welche Vannienka, seine Gemahlin, bei ihrer Erziehung angewandt hatte, nur bei Olga und deren Bruder reiche Früchte tragen würden, um sie dafür zu belohnen; dagegen ihr Agraffia manche Befürchtung ihres Benehmens wegen einflößte, und eben so viele Schattenseiten ihres Charakters bemerkbar machte. Aus diesem Grunde strebte also die gewissenhafte Mutter besonders darnach, die Fehler ihrer Tochter zu bekämpfen, und als es ihr nie ganz gelingen wollte, erweckte die Bemerkung, daß sowohl Olga, wie auch ihr jüngerer Bruder, eben so gut als schön wurden, eine desto lebhaftere Freude in ihrem Herzen.

Die Natur hatte Agraffia mit besonderer Klugheit beschenkt; aber sie wandte diese werthvolle Gabe hauptsächlich dazu an, ihre übrigen bösen Eigenschaften vor den Blicken Anderer zu verbergen, und als sie älter wurde, geschickt die Rolle durchzuführen, welche sie zu übernehmen für zweckmäßig gefunden hatte, um die Personen zu täuschen, die sie entweder für sich gewinnen wollte, oder die sie zu fürchten Ursache zu haben meinte.

Solche Masken sich anzupassen, verstand sie schon als Kind, und übte sich darin so häufig, daß es — als sie später herangewachsen war — schon ein geübter Menschenkenner sein mußte, wenn er sie ihrer wahren Natur nach für hochmüthig, herrschsüchtig, immer unzufrieden mit Andern halten wollte, von

Neid gegen Jeden erfüllt, den entweder die Natur oder das Glück mit irgend einer Gabe vorzugsweise beschenkt hatte, für gefühllos dann bei den Leiden ihrer Nebenmenschen, wenn sie es nur ein geringes Opfer gekostet hätte, um diese zu lindern.

Welcher Engel an Herzensgüte war dagegen ihre Schwester Olga; obgleich nach dem Urtheile Mancher nicht so vollendet schön, als Agraffia, wie auch nicht vollkommen so klug als diese; dennoch aber nicht ohne äußere Vorzüge und zugleich von der Natur mit so vieler Liebenswürdigkeit in ihrem Benehmen begabt, daß sie Jedermann für sich einnahm, der sie kannte. Besonders aber wurde sie von der Dienerschaft des Hauses beinahe angebetet; denn diese Leute waren die Einzigen, welche Agraffia richtig beurtheilen konnten, weil sie es nicht der Mühe werth hielt, in ihrer Gegenwart sich Zwang aufzulegen, sondern sich vielmehr gerade ihnen gegenüber für den entschädigen wollte, der ihr in Gegenwart Anderer lästig genug fiel, mithin ihre Untergebenen bei jeder sich ihr darbietenden Gelegenheit durch den Ausbruch ihrer bösen Launen quälte; aus welchem Grunde man daher Olga ungemein mehr liebte, als sie.

Aber eben der Umstand war es, den sie für eine Ungerechtigkeit hielt, die man gegen sie ausübte, und diesem Irrthume wollen wir es zurechnen, daß sie Olga wenig liebte, die dagegen, von den Regungen

ihres eigenen Herzens dazu verleitet, das Gegentheil glaubte, oder doch wenigstens ihr mehr schwesterliche Zuneigung zutraute, als Agraffia wirklich für sie besaß.

Wir werden nun eine kurze Schilderung der Persönlichkeit dieser beiden Schwestern folgen lassen, und zwar, wie diese beschaffen war, als Olga siebenzehn, und Agraffia achtzehn Jahre zählten; dann aber müssen wir wieder zu den Tagen ihrer Jugend zurückkehren und hier eine kurze Weile uns noch mit ihnen beschäftigen, bevor wir in unserer Erzählung da fortfahren können, wo wir zuvor stehen blieben.

Agraffia konnte ihr Vaterland nicht verläugnen; denn ihr Haar war rabenschwarz, ihr Auge vollkommen dunkel und sehr feurig; nur ihre Nase fein gebogen und länglich, wie in der Regel nicht die der meisten Polinnen. Aber ganz besonders mußten die Formen ihres Körpers Jedermanns Bewunderung erregen, und gleichfalls mußte man ihre Haltung ungemein schön nennen, obgleich sie dadurch ihre Ansprüche, zu gefallen, deutlich offenbarte, und am meisten den Stolz ihres Charakters. Ihre Größe aber war etwas höher als mittelmäßig.

Olga dagegen machte eine Ausnahme von den meisten Polinnen; sie besaß nämlich blondes Haar, schöne, ungemein schöne blaue Augen, sehr lange und dunkle Wimpern, und wenn sie lächelte, eine Anmuth

in allen Theilen ihres Angesichtes, die sie im höchsten Grade liebreizend machte.

Sie war nicht vollkommen so groß, als ihre Schwester, und trug sich auch nicht so majestätisch als diese; aber dennoch war sie schön gewachsen, und ihre Bewegungen zeigten sich immer grazienhaft.

Einen kleinen Mund, eben solche Hände und Füße, wie auch blendend weiße Zähne hatten beide Schwestern.

Hätte ihre Mutter schon zu der Zeit, als ihre Töchter noch nicht erwachsen waren, ihren Gemahl mit den Schattenseiten von Agraffia's Charakter bekannt gemacht, so würde er, bei der Strenge, womit er jedes nicht Gute bekämpfte, auch gewiß nicht verfehlt haben, sie durch Anwendung von zweckmäßigen Mitteln zu bessern. Aber damals, als Agraffia's Fehler anfingen, sich deutlicher zu entwickeln, hatte Dominik Ignatowski so vielen Grund zu übler Laune durch den König bekommen, daß seine Gattin Alles zu beseitigen suchte, was seine trübe Stimmung noch vermehren konnte, damit ihm wenigstens in seinem Hause, unter den Seinigen, wohl sein konnte. Aus diesem Grunde also verhehlte sie ihm auch die Untugenden seiner ältesten Tochter und traute sich zu, daß sie auch ohne seinen Beistand später im Stande sein würde, Agraffia zu bessern.

Damit war jedoch ihr Hauslehrer Karski keines-

weges einverstanden, sondern rieth ihr vielmehr wiederholt an, lieber jetzt ihrem Gemahle Aerger zu verschaffen, indem sie ihn auf Agraffia's Fehler aufmerksam mache, als ihm durch die Ausübung ihres Schonungssystemes später Kränkungen zuzuziehen und Kummer. Sie gerieth jedoch schon jedesmal in eine unsägliche Angst, wenn sie nur daran dachte, ihn über den wahren Charakter seiner Tochter aufzuklären, weil sie seine unendliche Heftigkeit fürchtete, und verschob es daher von einer Zeit zur andern.

Der Grund jedoch, warum Ignatowski damals so häufig mürrisch gestimmt sich zeigte, war allerdings wichtig genug, und wir wollen ihn einigermaßen beleuchten.

Siegmund III. war ein Prinz von Schweden. Der Polnische Reichssenat hatte ihn nach dem Tode seines Vorgängers in der Regierung, des Fürsten von Siebenbürgen, mit Namen Stephan Bathory, zu ihrem Beherrscher gewählt. Mit ihm zugleich bewarb sich aber der Erzherzog Maximilian von Oestreich um die Krone von Polen, und machte ihm diese streitig, weil nur eine Parthei sie ihm angetragen hatte. Es entstand daher ein Krieg im Lande selbst, bei dem jedoch Siegmund im Vortheile blieb, und endlich sogar seinen Nebenbuhler gefangen nahm.

Während dieses Krieges aber hatte Siegmund die Klugheit, so wie die Tapferkeit des noch so jungen

Starosten Dominik Ignatowski deutlich kennen lernen. Auch hatte dieser in einer Schlacht ihm zweimal das Leben gerettet, und weil er seiner Nation nicht als undankbar erscheinen wollte, so zog er damals Ignatowski in den Reichsrath. Seines eignen Vortheils wegen räumte Siegmund gleichfalls diesem noch so jungen Manne vielen Einfluß auf seinen Willen in der Zeit ein, wo er sich in Noth befand, ohne jedoch ihn sonderlich zu lieben. Ja, es fand vielmehr beinahe das Gegentheil statt; denn er erkannte, jedoch mit geheimem Aerger, die Ueberlegenheit seines Verstandes an, so wie mit Neid die Kraft seines Willens, und folgte nur dem Rathe, den ihm die Nothwendigkeit ertheilte, wenn er sich anders denkend zeigte, als er fühlte, und sich, ohne diese, auch gewiß seiner wahren Natur nach gezeigt hätte.

Mancher Andere durchschaute die Gesinnungen des Königs nicht, wie es jedoch bei Ignatowski der Fall war; wogegen aber auch er den Schein annahm, als glaubte er an sein Wohlwollen, da er ihn öffentlich mehr auszuzeichnen suchte, als die übrigen Großen seines Reiches, die darum eine Meinung gegen ihn faßten; weshalb er von der Mehrzahl nicht so geliebt wurde, wie er es, seiner Rechtlichkeit wegen, verdiente.

Die Parthei, welche Siegmund III. zum Könige von Polen gewählt hatte, glaubte durch ihn wieder

zu Esthland zu gelangen. Allein statt dessen verloren sie auch noch durch die Schwäche und Wankelmüthigkeit seines Charakters, wie durch seine Unvorsichtigkeit, das ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallene Schweden, und zwar im Jahre 1599. Dieser Umstand hatte einen bedeutenden Einfluß auf Polen; denn Siegmund wollte begreiflich seine Rechte auf den Thron seiner Väter nicht aufgeben. Er verwikkelte vielmehr Polen in einen Krieg mit Karl IX. von Schweden, und später ebenso mit seinem Nachfolger Gustav Adolph, dessen Glück bei diesen Kämpfen zum Sprichworte wurde; obgleich es manchen Feldherrn bei der Polnischen Armee gab, der die ihm dazu nöthigen Talente auch offenbarte und seine Umsicht als Krieger.

Was aber Schweden hauptsächlich zu statten kam, war der Umstand, daß es einen mächtigen Beistand an Frankreich besaß, und daß der schlaue Cardinal Richelieu gerade zur rechten Zeit den schwachen Polenkönig zu einem Waffenstillstande mit seinem Feinde zu überreden wußte, bei dem festgestellt wurde, daß ganz Liefland, bis an die Düna, und viele Festungen, welche die Schweden in Preußen erobert hatten, in ihren Händen blieben. Der Umstand aber erregte allgemeines Mißvergnügen unter den Polen, und viele seiner Unterthanen bewaffneten sich sogar gegen den König, weil sie ihn bei dieser Gelegenheit hatten

kennen lernen und sich von einem solchen Schwächling nicht weiter wollten regieren lassen, der jeden guten Rath seiner Großen, zum Wohle seines Landes, verwarf und dagegen nach seiner eigenen Ansicht handelte; wodurch er begreiflich die Gemüther gegen sich empörte, indem die schädlichen Folgen davon in der Regel sich bald nachher zeigten. Weshalb auch wieder Krieg in seinem Lande ausbrach, der ein ganzes Jahr dauerte und nicht zu seinem Vortheile ausgefallen wäre, wenn nicht Dominik Ignatowski es verstanden hätte, sich einen mächtigen Anhang zu erwerben, als es am dringendsten galt, den Aufruhr zu hemmen.

Dieser mußte jedoch sein Vorhaben, Siegmund, auf dessen Betheuerungen, daß er künftig ganz anders und nie, ohne seinen Rath zu befolgen, handeln wolle, die Krone zu erhalten, mit großen Opfern unterstützen, wodurch er allerdings sein Vermögen schmälerte, was er aber der guten Sache wegen gerne that. Auch wandte er alle seine Beredsamkeit an, um seine Freunde dahin zu bewegen, daß sie seinem Beispiele folgten und ihre Leibeigenen gleichfalls unter den Befehl des Königs stellten.

---

Es war nicht etwa persönliche Zuneigung zu Siegmund **III.**, welche den Reichsrath Ignatowski

so handeln hieß; vielmehr mißbilligte er im ganzen Sinne des Wortes das unsinnige Verfahren des Königs; aber er war ein desto eifrigerer Anhänger seines Vaterlandes und der Meinung, daß dieser Zwiespalt unter den Polen es leicht dahin bringen könnte, daß die Nachbaren Vortheil daraus zögen, und das Land dann unter sich theilen würden; wie es denn auch in der That in späterer Zeit so kam, und darum verhalf er Siegmund **III.** zum Siege.

Dominik Ignatowski schenkte zwar allerdings den Versprechungen des Königs nicht unbedingt Glauben, weil er die Schwäche seines Charakters, seinen Eigendünkel und den falschen Ehrgeiz kannte, welchen er gewöhnlich bei unpassender Gelegenheit am liebsten bemerkbar zu machen pflegte. Aber Ignatowski meinte, daß die gemachten Erfahrungen ihn wenigstens einigermaßen klüger und nachgiebiger gestimmt hätten, und gründete auf diese Hoffnung auch die einer bessern Zukunft.

Wenn man der Meinung war, daß der König von keinem Menschen in der Welt seinen Willen lenken ließ, so beruhte sie auf einem Irrthume; denn es gab eine Person, die seine Entschlüsse mit einem so feinen Gewebe zu umspinnen wußte, daß Niemand die Fäden davon entdecken konnte. Es war dieses aber seine Gemahlin Barbara, auf welche wir später wieder zurückkommen werden, und sie verleitete ihn

auch, daß er, ganz gegen den Rath seines Reichsraths Ignatowski, sich in die Unruhen mischte, welche eben in Rußland ausgebrochen waren, und zwar wegen der Thronfolge.

Der Grund, um dessentwillen Barbara ihren Gemahl verleitete, Parthei bei den innern Unruhen von Rußland zu nehmen, war die Absicht, ihren erstgeborenen Sohn Wladislaw auf den Thron dieses Landes zu erheben, ohne daß sie anderer Seits verhindern konnte, daß ihr Gemahl bei der Ausführung des von ihr erdachten Planes auf seine Weise verfuhr. Auch besaß sie nicht genug Kenntnisse in der Kriegskunst, und kannte die Mittel zu wenig, welche ihm bei seinem Vorhaben zu Gebote standen; mithin verstand sie ihm nicht anzugeben, wie er das sehr gewagte Unternehmen ausführen müsse; weshalb Alles so eintraf, wie gut von der Sache unterrichtete Männer es erwarten konnten. Es zeigte sich nämlich bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder wichtigen Sache, die Schwäche seines Verstandes deutlich; denn während er über Gebühr die Zeit zu Zurüstungen zur Ausführung seines Vorhabens ausdehnte, während er zwecklose Maßregeln anordnete, die ihn nimmermehr zu einem gewünschten Ziele führen konnten, wählten sich die Russen einen Großfürsten.

Dieses unzweckmäßige Verfahren machte den Polen abermals, wie schon so oft, die Erbärmlichkeit ihres

Königs bemerkbar, und dazu kam noch, daß die Cultur im Lande, in jeder Beziehung, nur geringe Fortschritte machte; ferner, daß man sich davon überzeugt sah, wie er, außer dem Adel und der Geistlichkeit, alle übrigen Stände gering schätzte; denn der Landmann blieb Leibeigner, sein Leben sogar war der Willkür seines Herrn anheimgestellt, der einen begangenen Mord nur mit einer geringen Geldstrafe abzubüßen brauchte, und der Bürger hatte keine Sicherheit mehr für sein Eigenthum. Dem Handel fehlte es an Manufacturen; er kam darum hauptsächlich in die Hände der Juden, und solche Uebelstände vermehrten sich von Tag zu Tag. Das aber war die Ursache zur Verstimmung des Reichsraths Ignatowski, weil er die Hoffnung aufgeben mußte, daß der König noch jemals den Vorstellungen Gehör geben würde, womit er so oft ihm begreiflich machte, was er dem Lande für eine traurige Zukunft bereitete, wenn er die gutgemeinten Rathschläge seiner Getreuen nicht befolgen, seinen Egoismus und den Eigensinn, womit er bei seiner einmal gefaßten Meinung bei jeder Gelegenheit beharrte, nicht bekämpfen würde.

So aber wie Dominik Ignatowski dachten alle Redlichgesinnten, so alle Vernünftigen im ganzen Reiche, und diese Gesinnungen theilten sich immer allgemeiner mit. Aber die Gleichdenkenden gestatteten

ihrem von Besorgnissen jeder Art erfüllten Herzen nur dann einen gegenseitigen Erguß von dem, was sie empfanden, wenn sie im engeren Kreise versammelt waren und ohne Furcht verrathen zu werden über die traurige Lage ihres Vaterlandes sich besprechen konnten; denn man hörte von abschreckenden Beispielen, wie der König sich dafür rächte, wenn man es wagte, sein Verfahren laut zu tadeln.

---

Pelagia Lisowesska war eine Jugendfreundin der Gemahlin des Reichsraths Ignatowski, und Beide liebten sich wie Schwestern. Die Natur hatte sie mit gleichen Vorzügen beschenkt, das Glück mit gleichem Reichthume; sie waren gleich gut und liebenswürdig; sie stammten aus altem Geschlechte; sie vermählten sich Beide nach der Wahl ihres Herzens, den Ansprüchen gemäß, zu welchen ihr Vermögen und ihre Geburt sie berechtigte; aber von da an trennten sich ihre Schicksalswege; denn Vannienka fand in ihrer Ehe mit dem durch sie bevorzugten Manne Alles, was ihr Herz sich wünschte; Pelagia dagegen griff eine Niete in der Lotterie des häuslichen Glückes, als sie dem Starosten Wytholdt Chemineffski ihre Hand reichte.

Dieser war nicht etwa lasterhaft; er besaß sogar viele gute Eigenschaften; nur ein zu weiches Herz. Er vermochte Niemandem eine Bitte abzuschlagen,

und ließ sich daher von Solchen, die seine Schwäche benutzten, zu Ausgaben verleiten, die nicht im Verhältnisse zu seiner Einnahme standen; denn es gab zu jener Zeit, wie zu jeder andern, Nichtswürdige genug, welche gern Vortheile aus solchem Umstande zogen.

Unglücklicher Weise hatte Pelagia bei ihrer Vermählung ihrem Gatten die Verwaltung ihres Vermögens anvertraut, und nachdem er das seinige leichtsinnig verschwendet, machte er es mit dem ihrigen ebenso, bis ihm nur noch eine geringe Summe davon übriggeblieben war. Sie reichte nicht hin, ihn und die Seinigen standesmäßig zu erhalten; nicht einmal die Schulden zu tilgen, welche er für Andere, die sich seine Freunde nannten, durch seine Unterschrift mit übernommen hatte, und deshalb wählte er in seiner Verzweiflung, indem er seine Lage einmal ernstlich in Betrachtung gezogen, ein Mittel, um sich vor den Vorwürfen rechtlichgesinnter Menschen zu schützen, das zwar schon Mancher in ähnlicher Situation angewandt hatte, statt zu einem ehrenvolleren zu greifen, das gewiß nicht ohne Wirkung geblieben wäre, wenn er thätig gewesen und Gott vertraut hätte; er erschoß sich.

Darum, wie er in einem Briefe, an seine Gemahlin gerichtet, sich ausdrückte, weil er es nicht ertragen könne, daß sie sich um seinetwillen Entbehrungen

auflegen müsse, und er mithin nicht mehr länger im Stande sei, sie zu beglücken.

Wie wenig kannte er das Herz seiner Pelagia, die zwar schon längst mit geheimem Gram kämpfte, weil sie sah, daß er ihren Vorstellungen kein Gehör schenkte, sondern fortdauernd Verbindungen mit Personen unterhielt, die seine Vermögensumstände zerrütteten! Wie unrichtig hatte er sie von jeher beurtheilt, wenn er wahrnahm, daß sie blaß und verweint aussah, indem sie in ihrem Innern Befürchtungen nährte, die sich bald genug leider verwirklichten, und es doch nicht über sich vermochte, ihn mit gerechten Vorwürfen zu überhäufen, wenn er dann ihr stilles, verschlossenes Wesen für eine Erkaltung ihrer Liebe zu ihm hielt und sich sagen mußte, daß er es freilich nicht besser verdiente.

Hätte er sie geprüft und dann besser, richtiger beurtheilt, so würde er ihr nicht den ärgsten Kummer durch einen ehrlosen Tod bereitet haben; denn sie hätte mit freudigem Herzen sich lieber Entbehrungen aller Art aufgelegt, wenn er nur der Gesellschaft solcher Personen würde entsagt haben, die seinen Charakter verdarben. Wenn er nur ihren Umgang jedem andern den Vorzug gegeben und ihr nicht noch zuletzt durch einen schmachvollen Tod einen Schmerz zugefügt hätte, der weit schwerer für sie zu ertragen war, als jedes Leid, das sie sonst treffen konnte; denn

nicht nur der entehrende Tod ihres Gatten war es, nicht nur der Umstand, daß sie auf solche Weise von dem Manne getrennt wurde, den sie so grenzenlos geliebt, nicht nur der, daß ihr sechsjähriges Söhnchen seinen Vater so früh verloren hatte, verursachte ihr den bittersten Kummer, sondern ihre religiösen Grundsätze flößten ihr den Glauben ein, daß ein Selbstmörder nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte, wenigstens erst nach einer langen Zeit der Strafe. Also auch für jene Welt meinte sie von ihrem Gatten geschieden zu sein; denn die sonst sehr kluge Frau hing noch an manchem Vorurtheile jener Zeit.

Dieses Bild malte sie sich mit so grellen Farben aus, daß ihre Sinne sich dabei verwirrten, und ein Nervenfieber sie an den Rand des Grabes brachte. Sobald jedoch ihre Freundin erfuhr, was geschehen war, eilte sie zu ihr und verweilte von da an beinahe immer bei der Leidenden, bis diese erst wieder so weit sich genesen fühlte, daß sie eine kurze Reise unternehmen konnte. Dann aber brachte sie Pelagia Chemineffski und deren Kind nach Gayrozany, weil sie hoffte, daß diese sich bei dem ungestörten Genusse der reinen Landluft, und von ihr umgeben, schneller erholen würde, als es in der Stadt geschehen könnte.

Der Reichsrath Ignatowski hatte sein Landhaus in dem Geschmacke einer italienischen Villa erbauen

lassen, und die Einrichtung derselben befriedigte, in Bezug darauf, jeden Wunsch; allein der Raum darin war nur für eine Familie berechnet. Da sich nun aber kaum dreihundert Schritte davon entfernt noch ein kleines Haus befand, welches von dem früheren Eigenthümer dieses Grundstückes bewohnt wurde, so ließ sie dieses zur Aufnahme für ihre unglückliche Freundin in Stand setzen, und brachte diese dahin, weil sie befürchtete, daß des engen Raumes wegen, sich ihr Gemahl zu sehr in seinem Wohnen beschränkt fühlen möchte, wenn sie Pelagia in der Villa selbst einige Gemächer überlassen wollte. Jedoch dachte sie später Pelagia mit sich nach der Stadt zu nehmen, und dann sollte sie mit ihr zusammen wohnen. Allein die Sache gestaltete sich nicht so, wie die edelmüthige Frau es wünschte, da ihre Freundin, nach ihrer erfolgten Wiedergenesung, eine unüberwindliche Abneigung gegen den weitern Umgang mit Personen ihrer früheren Bekanntschaft zeigte und, als Vannienka endlich Anstalten traf, sich nach Krakau zu begeben, diese flehentlich bat, ihr doch zu erlauben, daß sie auch den Winter über in Gayrozany bleiben dürfe.

Es fiel der Gemahlin des Reichsraths Ignatowski sehr schwer, sich von ihrer Freundin zu trennen; allein anderer Seits wollte sie doch auch wieder deren Gemüthszustand schonen, und deshalb ließ sie Pelagia gewähren, indem sie sich mit der Aussicht tröstete,

daß sie in den ersten Tagen des Frühlings nach Gayrozany zurückkehren und sogar während des Winters sie bei gutem Schlittenwege gleichfalls besuchen könne. Zugleich aber nahm sie sich vor, ihre Freundin auf jede Weise zu unterstützen, damit nicht etwa Nahrungssorgen ihr Herz noch mehr bedrücken könnten, als es ohnehin schon der Fall war.

Vannienka brauchte ihrem Gefühl dabei durchaus keinen Zwang aufzulegen, weil ihr Gemahl niemals eine Einwendung dagegen anbrachte, wenn sie Solche, welche das Glück minder begünstigt hatte, als sie, durch eine Unterstützung erfreuen wollte. Besonders aber bei diesem Falle ermunterte er sie selbst, doch in jeder Art die Wünsche ihres Herzens zu befriedigen, und darum konnte sie in allen Stücken Verfügungen zum Besten ihrer Freundin treffen lassen.

Der Starost Wytholb Chemineffski besaß einen Bruder, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und erster Hofkaplan bei dem Könige von Böhmen war, mithin in dessen Schlosse zu Prag lebte. Allein schon lange vor dem Tode von Pelagia's Gemahl hatte dieser Bruder sich von dem Leichtsinnigen losgesagt und schrieb nicht einmal mehr an ihn. Indessen Pelagia hielt es doch für recht, ihm das Ende ihres Gatten anzuzeigen, und darauf antwortete er sogleich, daß er ihren Sohn zum Erben seines ansehnlichen Vermögens ernennen

wolle, wenn er ihn später wissenschaftlich ausbilden, also zu sich nach Prag abholen dürfe, sobald er das dazu nöthige Alter erreicht habe, indem ihm die Mittel zu Gebote ständen, seinem Neffen Waldomir eine anständige Stellung in der Welt zu sichern.

Die Bedingung, unter welcher ihr Liebling ein reicher Mann werden sollte, und sein Oheim ihm eine zweckmäßige wissenschaftliche Ausbildung verleihen wollte, betrübte zwar Pelagia, so oft sie darüber nachdachte; allein wenn sie den Antrag ihres Schwagers nicht annahm, so konnte sie ihrem Sohne später dafür keine Schadloshaltung anbieten, und deshalb überwand sie jeden Zweifel, was sie beginnen sollte, obgleich es ihr schmerzhaft genug fiel, ihre Rechte bei Waldomir's Erziehung an einen Mann abzutreten, den man ihr zwar als sehr brav geschildert hatte, den sie jedoch nicht einmal von Ansehen kannte. Aber es war noch manches Jahr hin, bis sie Waldomir an ihn abzuliefern brauchte, und damit tröstete sie sich indessen über den ihr dann bevorstehenden Verlust.

Sobald sie ihrem Schwager eine ihn befriedigende Antwort hatte zukommen lassen, wies er ihr gleich eine ansehnliche Summe zur Bestreitung aller Kosten zu ihrer und zur Unterhaltung ihres Sohnes in Krakau bei einem Kaufmanne an und unterrichtete sie zugleich, wie sie Waldomir erziehen müsse, um

ihn zu einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung vorzubereiten.

---

So oft später Vannienka ihre Kinder mit nach Gayrozany brachte, machten sie die Spielgefährten des um vier Jahr älteren Waldomir aus, der auch in der Folge, so oft sie dahin kamen, und so lange sie dort verweilten, gemeinschaftlich mit ihnen von einem in der Nähe wohnenden Pfarrer unterrichtet wurde, der zugleich Pelagia's Beichtvater war. Allein Waldomir hielt sich vorzugsweise zu der kleinen friedliebenden Olga, spielte am liebsten nur mit ihr, und der Umstand war es eben, der ihm Agraffia's Gunst allmälig entzog, die er endlich ganz verlor, nachdem sich ein eigentlich lächerlicher Vorfall zugetragen hatte, den die kleine Empfindliche niemals nachher ganz vergessen und ihm wegen der ihr zugefügten Kränkung — die sie wenigstens als eine solche erkannte — nie vergeben konnte.

Als nämlich eines Tages die Kinder um ihre Mütter versammelt waren, kam die Rede auf die Schönheit verschiedener Namen, und Agraffia, welche schon in ihrer frühesten Jugend gern mit Allem glänzen mochte, was ihr gehörte, meinte, der ihrige sei vorzüglich, der ihrer Schwester jedoch ganz alltäglich; worüber Waldomir aufgebracht wurde, so daß

mit kindischem Eifer sagte: „Wenn Du doch lieber Dein Urtheil zurückhalten und vielmehr daran denken wolltest, was Dein Name für eine Bedeutung hat. Du würdest dann leicht einsehen, daß es von Dir lächerlich ist, damit zu prahlen.“

„Nun,“ fragte Agraffia empfindlich, „was für eine Bedeutung hat er denn?“

„Und das weißt Du nicht?“ erwiederte Waldomir sehr heiter. „Nun, so will ich es Dir sagen. Dein von Dir so sehr gepriesener Name bedeutet — in der russischen Sprache — eine Geise.“ (Ziege.)

Die beiden Mütter der um sie versammelten Kinder, und die kleine Olga, lachten über den komisch klingenden Eifer, womit Waldomir sprach, und über Agraffia, die bald ihn und dann wieder die Uebrigen wie fragend ansah, bis endlich die Thränen ihr aus den Augen stürzten, indem sie sagte: „Aber warum hat man mir denn einen Namen mit solcher abscheulichen Bedeutung gegeben?“

„Dein Vater hat ihn Dir gegeben,“ antwortete ihre Mutter, und konnte nur mühsam dabei den Reiz zum Lachen unterdrücken; „seiner Mutter zu Ehren, die eine Russin war, solltest Du so heißen, und er dachte gewiß nicht daran, als er Dich nach ihr taufen ließ, was das Wort Agraffia in ihrem Vaterlande für eine Bedeutung hat. Er weiß es vielleicht nicht einmal, so wie ich es nicht eher, als

vor ganz Kurzem wußte, und mich darum nicht genug darüber wundern kann, woher Du kleiner Schelm es erfahren hast?

„Agraffia war eines Tages sehr böse auf Olga und schlug sie sogar," erzählte Waldomir; „das aber sah Iwan, der Kutscher, welcher von Geburt ein Russe ist, und dieser sagte darauf zu einem Dienstmädchen, so laut, daß ich es verstehen konnte: ‚Sieh nur, Marlinka, wie das kleine Wesen giftig ist und springt. Ebenso wie das Thier, von dem sie den Namen führt; denn Agraffia bedeutet in meinem Vaterlande eine Geise.'

„Dein Name, mein liebes Kind," sagte nun Vannienka zu ihrer Tochter, als diese fortfuhr zu weinen, „klingt gewiß recht angenehm, und aus diesem Grunde war ich auch nicht dagegen, als Dein Vater ihn Dir in der heiligen Taufe beilegen wollte. Kehre Dich also nicht an seine Bedeutung, die ohnehin nur von Wenigen gekannt sein wird."

Aber Agraffia konnte sich über Waldomir's Erzählung nicht beruhigen, vielmehr kam sie immer wieder darauf zurück, mochte Iwan, den Kutscher, nicht leiden, und verlangte sogar, daß man ihr einen andern Namen beilegen sollte. Allein daran war bei der großen Vorliebe, die der Reichsrath Ignatowski für seine schon längst verstorbene Mutter empfand, und bei der Ehrfurcht, mit welcher er ihrer gedachte,

und weshalb sein erstgeborenes Kind nach ihr taufen ließ, nicht zu denken; die Sache blieb also beim Alten, und es entwickelten sich, als sie älter wurde, immer mehr Schattenseiten in Agraffia's Charakter.

In dem Familienkreise des Reichsraths Ignatowski trat bald nach dem vorstehenden Vorfalle eine traurige Veränderung ein; seine Gemahlin wurde nämlich nach der Geburt eines Sohnes sehr krank, und als sie wieder genesen war, hatte sie sich außerordentlich in ihrem Aeußern verändert. Keine Spur von ihrer ehemaligen Schönheit blieb mehr zurück, und der Umstand mußte sie sehr betrüben, da sie wußte, daß ihr Gemahl, der ein auffallend schöner Mann war, es nicht gleichgültig ertragen würde, sie, so jung noch an Jahren, doch schon verblüht zu sehen. Aber es folgten bald darauf politische Ereignisse, die seinen Gedanken eine andere Richtung gaben, weil er sich nun emsig mit ungemein Wichtigem beschäftigen mußte.

---

Die Zaporowischen Kosaken waren Lehnsleute von Polen; sie hatten jedoch ihre eigene Verfassung und nur die Verpflichtung, den jedesmaligen König von Polen, nach den bestehenden Umständen, so wie diese den Bedarf stellten, mit Soldaten zu versorgen, sobald er sich mit fremden Mächten in einen Krieg

einließ, und sie vermochten an 40,000 Mann zu stellen. Nun gab es aber kein roheres und rachsüchtigeres Volk, als sie, sobald sie ihren Haß entweder auf einen Einzelnen, oder auf eine ganze Nation gerichtet hatten, und der Fall trat ein, als ein polnischer Großer sich eine ungerechte Handlung zu Schulden kommen ließ, und Siegmund **III.** diese, nach ihrer Meinung, nicht strenge genug bestrafte; wobei sie in der That richtig urtheilten. Der Anführer dieser Kosaken, Chmieleickti genannt, ein ebenso kluger, als tollkühner Krieger, schwor also in seiner höchsten Wuth nicht nur dem Könige blutige Rache dafür zu, sondern jedem einzelnen Polen, und damit er um desto sicherer Wort halten konnte, so vereinigte er sich mit dem Anführer der Tartaren, Islan Giercio, der durch die Begierde zu rauben sich verleiten ließ, mit den Kosaken ein Bündniß zu schließen, und zwar 100,000 seiner Leute ihm zur Verfügung zu stellen; dagegen Chmieleickti, durch 80,000 Mann, das Heer verstärkte.

Siegmund sah wohl ein, daß seine Soldaten einen harten Kampf würden zu bestehen haben, wenn es mit diesem rohen und räuberischen Volke zum Kriege käme, und suchte auf jede mögliche Weise diesen zu verhindern. Allein eben diese Nachgiebigkeit gegen die Tartaren, so oft sie die Grenzbewohner durch Einbrüche in Polen beunruhigten, machte sie um desto

übermüthiger, und endlich enthüllten sie ihre eigentliche Absicht dabei ganz deutlich. Es konnten daher von Seiten der Polen nicht mehr länger die ihnen an der Grenze von allen Seiten angebotenen Kämpfe vermieden werden, und sie begannen mit einer Gewalt, welche die dort in der Nähe Wohnenden mit Angst und Schrecken erfüllte. Die Großen des Landes erkannten mithin die Gefahr, worin dieses schwebte, und die Besorgnisse, ihr Eigenthum zu verlieren, trieben sie noch eifriger an, wie die Liebe zu ihrem Vaterlande, alle ihre Kräfte aufzubieten, damit sie dieses vor dem es bedrohenden Joche bewahren könnten. Aus diesem Grunde griffen sie sogar persönlich zu den Waffen, und rüsteten sich schnell zum Aufbruche, um sobald wie möglich die Grenzen zu erreichen, weil sie mit Recht befürchten mußten, daß bei einiger Säumniß alle ihre Anstrengungen zur Beseitigung eines schrecklichen Krieges mit den Tartaren und Kosaken vergeblich sein würden. Der König selbst aber beabsichtigte, im schlimmsten Falle an die Spitze seines Heeres zu treten, und da er einsehen mußte, wie nothwendig es sei, wenn er in dieser gefährlichen Zeit einen Mann zur Seite habe, auf dessen Feldherrntalente er sich verlassen könne, einen, der im Stande wäre, die Pläne zum Angriffe zu entwerfen, aber dabei edelmüthig genug, ihm das Verdienst der Erfindung zu überlassen, so traf seine

Wahl den Reichsrath Ignatowski, dem er Beides zutraute, und zwar in einem Grade, wie keinem Andern, indem er dessen Kenntnisse in der Kriegskunst, seine Tapferkeit, aber auch zugleich die Vortrefflichkeit seines Charakters kannte; obgleich er diese früher bei weitem nicht so geschätzt hatte, wie sie es verdiente. Er forderte ihn also darum auf, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen und beständig um seine Person zu sein, und behielt sich nur die Disposition zum Angriffe bei jedem bedeutenden Kampfe vor.

Ignatowski trennte sich zwar ungern von den Seinigen; allein er sah deutlicher noch, wie Andere, die Gefahr ein, worin sein Vaterland schwebte, weil diese sich entweder absichtlich darüber täuschen wollten, oder die Lage der Dinge zu wenig kannten, um sie richtig beurtheilen und daran glauben zu können, daß Polen von einer gänzlichen Unterjochung bedroht würde, wenn die Nation nicht schnell alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwende, um dadurch dieses große Uebel von ihrem Lande abzuwenden. Aus diesem Grunde also vermochte er den Antrag des Königs nicht zurückzuweisen, weil er wenigstens hoffen konnte, daß er, beständig in dessen nächster Umgebung, im Stande sein würde, die Verfügungen des Königs beim Angriffe zum Vortheile des Landes zu lenken.

Die Seinigen aber weheklagten, daß er sich so vielen Gefahren aussetzen wollte, indessen bei ihm unter den Zurüstungen zum Aufbruche sein kriegerischer Muth bald erwachte; denn er war noch ein junger und kräftiger Mann, und deshalb vermochte er endlich seine Begierde in den Kampf zu ziehen, um Polen die Freiheit zu erhalten, kaum mehr länger zu zügeln. Er nahm daher, so bald es sich thun ließ, Abschied von seiner Familie, empfahl seine Gemahlin der Fürsorge ihrer Freundin Pelagia Chemineffski besonders an, obgleich er wußte, daß diese ohnehin sie aufmerksam genug pflegen würde, und verließ darauf mit dem Könige zugleich Krakau.

Die Königin nahm in Gegenwart aller Höflinge von ihrem Gemahle Abschied, und sagte bei dieser Gelegenheit, indem sie dem Reichsrath Ignatowski die Hand zum Kusse reichte: „Wenn Ihr mir den König gesund und von Sieg gekrönt, durch Eure Mitwirkung, zurück bringt, so soll eine Bitte, welche Ihr dann an mich richten wollt, sobald die Erfüllung nur nicht meiner Ehre zu nahe tritt, Euch gewährt sein. Ich gelobe es Euch hiemit durch mein königliches Wort und bin fest überzeugt, daß mein Gemahl ebenso denkt, wie ich.“

Sie sah dabei den König wie fragend an, der ihr Versprechen bestätigte, und gleichfalls dabei dem Reichsrath die Hand reichte. In demselben Augen=

blicke ertönte eine rauschende Kriegsmusik auf dem Schloßhofe, wohin sich nun der König begab, sein Pferd bestieg und mit seinen Großen, die ihm folgten, um die Ehre des Sieges mit ihm zu theilen, aus Krakau fortsprengte, begleitet von dem Nachruf des Volkes: „Lebt wohl, lebt wohl, und bekämpft wacker unsere Feinde."

Jede Frau, die ihren Gatten, jede Jungfrau, die ihren Verlobten, ihren Bruder, oder sonst Jemanden, der ihr werth war, in diesen unglückseligen Kampf ziehen sah, alle Eltern, die ihren Söhnen mit Thränen im Auge nachblickten, hatten allerdings Ursache, für deren Leben zu zittern; denn es war nun nicht nur von den Gefahren eines gewöhnlichen Krieges die Rede, es galt nicht einen ehrlichen Kampf im offenen Felde zu bestehen, sondern die Vertheidigung gegen Raubgesindel, gegen heimliche Mörder und gegen Brandstifter, die kein Mittel scheuten, die keines zu schlecht fanden, wenn es ihnen nur gut zu sein dünkte, nur tauglich, um ihre Zwecke dadurch zu erreichen. Es galt mit solchen Leuten in einen Kampf zu treten, die daran gewöhnt waren, öfter mit vergifteten Pfeilen umzugehen, mit heimlich gezückten Dolchen, mit Gift überhaupt, als mit dem Schwerte in der Hand eine gerechte Sache zu vertheidigen. Man hatte also hinlänglich Ursache, für geliebte Personen das Aergste zu befürchten, und wenn die Königin

auch eben keine besondere Zärtlichkeit für ihren Gemahl empfand, so verlor sie dagegen mit seinem Leben zugleich eine Krone, und der Umstand war es hauptsächlich, der sie bestimmte, ihn so dringend dem Schutze seiner Großen zu empfehlen.

Die Gemahlin des Reichsraths Ignatowski litt ungemein bei der Trennung von ihm; denn sie liebte ihn grenzenlos; auch mit darum, weil sie an seine musterhafte Treue glaubte. Deshalb hatte sie seit seiner Abwesenheit keinen Augenblick Ruhe, und besonders dann nicht mehr, als Nachrichten vom Heere einliefen, die verkündigten, mit welcher Erbitterung von beiden Theilen an der Grenze gekämpft wurde. Sie gelobte daher dem Himmel manches Opfer für den Fall an, wenn ihr Gemahl gesund heimkehrte, und die Waffen der Polen siegen sollten.

---

Wir werden nun eine kurze Schilderung der Hauptpersonen eintreten lassen, welche künftig bestimmt sind, in dieser Erzählung eine etwas bedeutende Rolle zu spielen; denn es wäre überflüssig, wenn wir auch solcher erwähnen wollten, die nur dazu bestimmt zu sein schienen, in den Gemächern des königlichen Schlosses zu Krakau bei festlichen Gelegenheiten zu figuriren.

Siegmund **III.** ist uns durch die Art, wie er bis jetzt handelte, bekannt geworden, und wir würden

darnach schon beurtheilen können, was wir von ihm halten müßten, auch wenn es uns die Geschichte nicht gesagt hätte; nämlich, daß er als Regent und Feldherr wenig leistete, vielmehr bei jeder Gelegenheit die Schwäche seines Charakters bemerkbar machte, ohne Klugheit seinen eigenen Ansichten oder vielmehr denen seiner Gemahlin folgte, und nicht dem Rathe wohlunterrichteter Männer Gehör schenkte, die es mit ihm und mit dem Lande gut meinten; daß er ferner einen grenzenlosen Egoismus besaß, und darum mit Eigensinn seine Meinung der aller Uebrigen voransetzte und ausführte, und nur seiner Gemahlin zutraute, daß sie ähnlich so vielen Verstand besitze, als er; weshalb er ihr gern gestattete, für ihn zu denken, weil er die Bequemlichkeit liebte; auch ihr unbedingt darum die erste Stimme im Hausrathe einräumte, wenn es galt, für die Seinigen einen Beschluß zu fassen, unbedingt zu ihr seine Zuflucht nahm, wenn er nicht wußte, was er bei einem zweifelhaften Falle, so wankelmüthig wie er war, thun sollte, und sich darum an keinen Großen seines Reiches wenden wollte, weil Mißtrauen ein Hauptzug seines Charakters war, weshalb er auch darum öfter sein Land und sich selbst in üble Lagen setzte, wenn er eben dieses Mißtrauens wegen lieber seinen beschränkten Geisteskräften folgte, und den Rathschlägen seiner in vielen Stücken unerfahrenen Gemahlin, als sonst

Jemand, Gehör schenkte; wenn er aber die Gefahr erkannte, in welche er das Land und sich gebracht hatte, wieder unzweckmäßig bei der Wahl solcher Mittel verfuhr, durch deren Anwendung er möglicher Weise die begangenen Fehler und Unvorsichtigkeiten hätte verbessern können.

Barbara war eine Schwester des Grafen von der Zips, der, ein geborener Ungar, es durch Meuterei, die er in seinem Vaterlande anzettelte, dahin brachte, daß man ihm die Krone aufsetzte, welche er jedoch später wieder abgeben, und sich mit Siebenbürgen, wie mit dem Titel eines Königs begnügen mußte. Wie es jedoch gewöhnlich in der Welt so ist, daß Personen von geringerem Herkommen, wenn sie ihr Emporklimmen in der Gesellschaft den Verdiensten verdanken, die sie entweder wirklich, oder wenigstens in ihrer Meinung besitzen, zu verdanken haben, oder anderen Umständen, die sie im letzteren Falle gern übersehen, in jedem aber die meisten Ansprüche an die Welt richten, die meisten an ihre Umgebung, und den größten Hochmuth zeigen, wenn es gilt, für ihre nächsten Angehörigen Verbindungen einzuleiten, die sie andern Familien einverleiben sollen, so war es auch nun mit der Königin von Polen, und nicht nur in Bezug auf die Ihrigen, sondern sonst noch in allen andern Stücken.

Nach ihren Grundsätzen zeigte sie sich gegen Je-

dermann freundlich, nicht aber einer ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit wegen, sondern weil sie es der Klugheit gemäß für gut hielt; denn sie wußte genau, daß sie unter den Polen keine Liebe besaß, als sie in das Land kam, und wollte darum sich solche auf jede Weise erringen; aus diesem Grunde also schlug sie den selbst gewählten Weg ein, so schwer diese Verstellung ihr auch fiel.

Barbara war ungewöhnlich schön, als der König sie auf einer Reise durch Siebenbürgen, auf einer ländlichen Besitzung ihres Bruders, kennen lernte, wohin dieser ihn aus politischem Zwecke persönlich eingeladen hatte, damit er sich hier von den Beschwerden seines Rittes erhole; und weil Siegmund durch ihre Reize bei ihrem ersten Anblicke sich an sie gefesselt fühlte, so trug er ihr seine Hand an, und mit dieser die Krone von Polen. Das aber war es, was ihr Bruder bezweckte; das, was ihr Herz sich ersehnte; das, was ihren grenzenlosen Stolz befriedigte. Um Königin zu werden, würde sie also Siegmund zum Gemahl angenommen haben, auch wenn er persönlich ein wahres Ungeheuer von Häßlichkeit gewesen wäre, was man jedoch keinesweges von ihm behaupten konnte. Sie liebte ihn aber dennoch nicht, weil sie ihn, seiner Schwäche wegen, nicht zu achten vermochte, und suchte nur durch ihre Klugheit Einfluß auf seine Handlungen zu gewinnen. Dagegen jedoch bemühte

sie sich, die Polen vom Gegentheil zu überzeugen; denn nur dann, wenn sie es dahin bringen konnte, meinte sie über diese Nation, wie sie es wünschte, zu herrschen, während ihr Gemahl dazu den Namen hergab.

In der Zeit, als die Tartaren mit den Zaporowischen Kosaken im Einverständnisse die polnischen Grenzen beunruhigten, war Barbara Mutter von fünf Kindern und schon vier und vierzig Jahr alt. Aber man konnte sie trotzdem noch immer eine schöne Frau nennen; denn sie besaß regelmäßige Züge, und fiel Jedermann der ungewöhnlich guten Haltung ihres Körpers wegen auf. Auch kleidete sie sich ungemein geschmackvoll, und vernachlässigte sich dabei nicht; vielmehr benutzte sie ihre angenehme Erscheinung bei mancher Gelegenheit als Hebel, durch den sie ihre insgeheim geschaffenen Pläne zur Ausführung brachte. Dabei aber unterstützte sie ihr Scharfblick, der sie beinahe niemals täuschte, wenn sie die Gesinnungen Anderer erforschen wollte, welche durch die Gunst des Schicksals, oder in manchen Fällen auch richtiger beurtheilt, durch dessen Tücke, in ihre Nähe geführt wurden.

Am feindseligsten begegnete sie denjenigen, welche nicht klug genug waren, vor ihr zu verbergen, daß sie ihre Absichten und Pläne durchschauten, oder es auch nicht wollten, und wählte dann mit solcher

Schlauheit die Mittel, wodurch sie ihnen schaden wollte, daß sie nicht errathen konnten, von welcher Seite der harte Schlag kam, der vielleicht plötzlich sie traf, ohne daß sie sich über die Königin zu beklagen Ursache fanden, wie sie meinten; denn eben gegen sie zeigte sich Barbara am freundlichsten, liebreich und gefällig, damit nicht etwa der Gedanke bei ihnen aufkommen konnte, daß sie beabsichtigte, ihnen recht nachdrücklich zu schaden.

Aber die Königin besaß auch manches Gute in ihrem Charakter, und machte das gern, jedoch nur bei solchen Personen geltend, bei welchen sie voraussetzte, daß sie nicht die Absicht hatten, ihren Plänen störend in den Weg zu treten. So war sie, als Beispiel, außerordentlich freigebig gegen Nothleidende, und oft auf den Antrieb ihres Herzens; dagegen sie wohl auch bei manchem Falle dabei bemerkt sein mochte.

Auch bekümmerte sie sich angelegentlich um das Befinden und um die Erziehung ihrer Kinder, obgleich um diese eines besonderen Grundsatzes wegen. Nach ihm mußten sie besonders gottesfürchtig werden; denn sie hielt dafür, daß derjenige, welchen das Glück auf eine so hohe Stufe gestellt habe, daß Jedermann seine Handlungen beobachten konnte, sich durch diese, so viel es ihm möglich sei, vor Solchen auszeichnen müsse, welche minder als er begünstigt

waren, wollte er anders die Meinung der Menge für sich gewinnen. Sie hielt dafür, daß die Bevorzugten mithin entweder Handlungen ausüben müßten, welche sie als besonders klug bezeichneten, oder als vorzüglich gut, weil sie sonst nicht zu einer gewissen Festigkeit auf der Stelle rechnen dürften, wo gegenwärtig ihr Fuß ruhte. Da sie nun glücklicherweise ihre Kinder nicht für besonders klug hielt, oder doch nicht in dem Grade, wie sie meinte, daß es nöthig sei, wenn sie sich so nahe am Throne auszeichnen sollten, so sorgte sie dafür, daß sie wenigstens etwas wurden, wenn auch nach ihrem Urtheile nicht viel — gut; wodurch sie sich doch auf eine Art auszeichnen könnten, indessen sie selbst keinen moralischen Werth besaß und sich auch niemals darum bemüht hatte, welchen zu erlangen.

---

Ströme von Blut bezeichneten den Weg, welchen die Polen einschlagen mußten, um zu der nicht großen, aber stark befestigten Stadt Sbareff zu gelangen, die von den Tartaren und Kosaken eng eingeschlossen war und beharrlich von ihnen belagert wurde. Aber dennoch gaben die Polen den Vorsatz nicht auf, in den Besitz dieser Festung zu gelangen, obgleich besonders die Tartaren dieses Unternehmen ihnen auf jede Weise erschwerten; denn diese vermehrten sich

unter ihren Augen zu solcher Menge, daß man beinahe zu dem Glauben veranlaßt wurde, es ginge dabei nicht mit natürlichen Dingen zu, sondern sie erständen, wie durch einen Zauberschlag, aus der Erde. Indessen die Polen ließen sich dadurch nicht abschrecken, ihr Vorhaben zu verfolgen; vielmehr fochten sie so anhaltend und muthig, daß ihre Feinde dadurch in Erstaunen geriethen. Sie erreichten darum an einem Abende auch einen Vorsprung vor diesen, und benutzten den Vortheil dazu, um nach einem Dorfe zu gelangen, zu welchem der Schein von Licht in den Wohnungen einiger Bewohner desselben sie hingelockt hatte.

Als sie nun endlich in der Nähe davon angelangt waren, sagte Ignatowski zu dem Könige, an dessen Seite er ritt: „Wir müssen durchaus hier den Truppen einige Erholung gönnen, wenn sie anders ihre Pflicht fortgesetzt so erfüllen sollen, wie es bis jetzt geschehen ist. Auch geht das gut an, da von dem Feinde keine Spur weiter zu sehen ist. Wenn Ihr es daher nur erlaubt, so lasse ich am Eingange des vor uns liegenden Dorfes Halt machen, und sorge, so gut es angeht, für die Unterbringung, wie für die Verpflegung der Soldaten; denn ihre Kräfte sind, der harten Kämpfe wegen, die sie heute bestanden haben, erschöpft, und sie müssen darum ruhen."

Der König war ganz derselben Meinung, und

alle Uebrigen, die ihn umgaben, stimmten ihr bei; allein es konnte nur schwer ihr Vorsatz zur Ausführung gelangen, weil die armen Landleute nur noch wenige Lebensmittel vorräthig hatten und der Raum in ihren Häusern für die vielen Krieger, welche ein Obdach suchten, zu beschränkt war. Indessen geschah doch alles nur Mögliche, weil sie eine reichliche Entschädigung dafür erhielten.

Für die Soldaten konnte daher noch einigermaßen gut gesorgt werden; allein desto mißlicher sah es mit deren Befehlhabern aus, die nirgends eine erträgliche Aufnahme finden konnten, da die Wohnung des Pfarrers sich dicht an der Kirche befand, die sonderbarer Weise mehr denn tausend Schritte von dem Dorfe war erbaut worden; ein Umstand, der nicht ohne Grund ihnen Besorgnisse wegen ihrer Sicherheit einflößte. Es blieb ihnen jedoch keine Wahl weiter übrig, und darum entschlossen sie sich endlich, den Pfarrer um ein Nachtlager anzusprechen, nachdem sie zu dem alten Manne hingeritten waren. Dieser jedoch bewilligte es ihnen gerne, ohne daß er wußte, was für vornehme Gäste er beherbergte.

Der König und dessen Begleiter fühlten sich so sehr ermüdet, daß sie es kaum erwarten konnten, bis man in größter Eile eine Abendmahlzeit für sie bereitet hatte, und genossen auch nur wenig davon. Desto schneller aber begaben sie sich zur Ruhe, und

schliefen gleich darauf ungemein fest, der König und Ignatowski eine Treppe hoch, in einem kleinen Stübchen, und die Uebrigen in der Wohnstube des Pfarrers, auf einer in der Eile für sie zubereiteten Streu, bis gegen den Morgen. Da aber erwachte zuerst der Reichsrath Ignatowski durch einen fürchterlichen Lärmen, der jedoch nur aus der Ferne zu kommen schien. Er rief also augenblicklich dem Könige zu, indem er zugleich nach dem Fenster eilte, woselbst sich ein gräßliches Schauspiel seinen Blicken darstellte; denn das ganze Dorf stand in Flammen. Die Kosaken und ihre Verbündeten hatten es überfallen und angesteckt und kämpften nun mit den Polen, wie man deutlich sehen konnte, weil das Feuer ringsum Tageshelle verbreitete.

Ignatowski überzeugte sich mit Entsetzen von dem, was vorging, und suchte wiederholt den König durch Zurufen zu ermuntern, indessen er sich schnell dabei ankleidete; allein es gelang ihm nicht eher, bis er ihn unsanft am Arme rüttelte; nun aber sprang Siegmund schnell auf und folgte dem Beispiele seines Feldherrn. In demselben Augenblicke stürmten aber auch die Uebrigen die Treppe hinauf, und nachdem Alle sich in größter Eile zum Kampfe gerüstet hatten, bestiegen sie die ihnen durch ihre Troßbuben bereits schon vorgeführten Pferde; worauf sie hin nach dem Platze sprengten, woselbst sie zwar die höchste Ge-

fahr für ihr Leben fanden, aber diese doch nicht scheuen durften, weil ihr Pflichtgefühl sie dazu antrieb, und die höchste Nothwendigkeit, weshalb sogar der König Ignatowski's Beispiel folgte, der allen Uebrigen im gestreckten Galopp voran ritt.

Als sie sich dem Schauplatze des Kampfes näherten, sahen sie sich gleich durch die Uebermacht des Feindes bedrängt, und es zischten ihnen die Säbel der Kosaken ebenso dicht um den Kopf, wie die Wurfspieße der Tartaren. Wohin sie sich kehrten, überall öffneten sich die Arme des Todes, um sie für immer zu umfangen. Aber sie wurden durch die Noth gedrängt und hatten keine Zeit, irgend eine Betrachtung anzustellen. Vielmehr durften sie den fürchterlichen Lärmen, der sie ganz betäubte, nicht beachten, nicht auf das Geächze der Verwundeten hören, nicht auf das Todesröcheln der Gefallenen. Es blieb ihnen nur die eine Wahl übrig, entweder deren Schicksal zu theilen, oder muthig, wie gereizte Löwen, sich zu vertheidigen, und sie entschlossen sich dazu, weil ihnen dann nur, wenn sie es wollten, ein Schimmer von Hoffnung zur Erhaltung ihres Lebens und zur Erlangung eines wenn gleich schwer errungenen Sieges auf dem Wege dazu leuchtete.

Der Reichsrath Ignatowski — den wir jedoch nun richtiger als Feldherrn bezeichnen müssen, verließ den König keinen Augenblick. Mehr darauf be-

dacht, diesen zu beschützen, als sich selbst das Leben zu erhalten, kämpfte er mit der größten Tapferkeit an Siegmunds Seite, und fing mehr als einen Streich auf, der diesem von dem Feinde zugedacht war.

So verschaffte er ihm wirklich die freie Bahn zum Rückzuge, als plötzlich ein Tartar, der nur eben den Säbel eines Polen vom Boden aufgerafft hatte, dem Könige damit den Kopf spalten wollte, was ihm sicher gelungen wäre, wenn Ignatowski es nicht verhindert hätte. Der jedoch rettete den König, erhielt aber selbst eine tiefe Wunde quer über die Stirn; taumelte deshalb, sank zu Boden und vernahm nur noch, daß ein Kosak dem Tartar zurief: „Schone sein Leben; denn es ist Einer aus dem Gefolge des Königs, und den Umstand können wir besser benutzen.“ Darauf verlor er jedoch sein Bewußtsein.

---

In einer kleinen und schlecht eingerichteten Stube, so wie man sie bei Landleuten der geringsten Gattung findet, gelangte Ignatowski wieder zur Besinnung, und vermochte auch bald darauf zusammenhängend zu denken. Aber bewegen konnte er sich nicht; denn es fehlten ihm dazu die Kräfte, und seine Wunden schmerzten ihn über jede Beschreibung.

Rings um ihn her herrschte eine tiefe Stille, die nur von den schnarchenden Tönen einer Schlafen-

den unterbrochen wurde, die sich jedoch schnell ermunterte, als man die Stubenthür öffnete.

Es schien ein Tartar zu sein, der eben eintrat; wenigstens redete er die Sprache dieser Leute, welche Ignatowski glücklicherweise gut verstand, weshalb er vernehmen konnte, daß der Mann — den er nicht sehen konnte, weil er sich nicht umzudrehen vermochte, — sich halb leise nach seinem Befinden erkundigte.

„Ach, Ihr dürft immerhin laut sprechen," erwiederte eine weibliche Stimme, „denn der Gefangene liegt noch besinnungslos da. Laßt mithin mich wissen, wie es mit ihm gehalten werden soll, sobald er sich ermuntert."

Der Tartar antwortete aber dennoch mit gedämpfter Stimme: „Oda, ich mache Dich für sein Leben verantwortlich, denn Viwerzky, unser Wundarzt, hat mir die Versicherung gegeben, daß er durch gute Pflege dem Leben erhalten werden kann. Wende ihm also Deine ganze Sorgfalt zu; verbinde täglich — auch wenn es Noth thut zweimal — seine Wunden, und lasse durch einen von den Unsrigen es mich wissen, sobald er anfängt, sich zu erholen. Ich werde ihn dann auf einer Trage zu mir bringen lassen, wenn wir uns zu der Zeit noch in dieser Gegend aufhalten. Aber — was mir noch wichtiger ist — wo befindet sich Fatime?"

„Wie Ihr Euch leicht vorstellen könnt, gleichfalls

in diesem Hause," antwortete die weibliche Stimme, „und zwar in der Stube, welche sich dicht neben dieser befindet; denn, wenn ich Euch gestern recht verstanden habe, so ist es Euer Wille, daß sie mit dem Verwundeten nicht zusammentreffen soll."

„Durchaus darf sie es nicht;" sagte der Tartar sehr eifrig, und setzte ebenso hinzu: „Du verhinderst es unter allen Umständen, und ich will ihr ankündigen, daß sie Deinem Befehle gehorchen muß. Am liebsten würde ich sie mit mir nehmen, da mir an dem Besitze dieses Mädchens viel gelegen ist, und ich sogar glaube, daß mein Leben davon abhängt, weil ich ihren Verlust nicht zu ertragen vermöchte; allein ich darf sie eben darum den Gefahren der täglichen Kämpfe mit dem Feinde nicht aussetzen, und ebensowenig den Unbequemlichkeiten, die sie auf dem Schauplatze des Krieges erwarten würden. Deshalb also muß sie hier bleiben; aber ich binde Dir die Aufsicht über dieses himmlische Geschöpf auf die Seele und würde Dir mit meiner eigenen Hand die Schnur um die Kehle legen, sobald ich erfahren sollte, daß irgend ein Mann sie gesehen habe; oder wenn ihr irgend ein Leid zustößt. Damit Euch jedoch keine Gefahr irgend einer Art bedrohen kann, lasse ich Dir zwölf von meinen Leuten hier, die Euch schon beschützen werden und Deinem Befehle gehorchen müssen, bis ich selbst Fatimen abhole. Kein Anderer, als ich,

darf sie von Dir fordern; Du verweigerst sie Jedem, der es wagen sollte, in meinem Namen sie zu begehren, oder auch nur sie zu sprechen suchte."

„Verlasse Dich auf meine Vorsicht," erwiederte die Frau; „aber können wir nicht von dem Feinde überfallen werden?"

„Nein," versicherte der Tartar, „denn der ist schon längst fort aus dieser Gegend, und die Unsrigen haben sie besetzt. Doch — ich darf nicht länger hier verweilen; meine Pflicht ruft mich an einen andern Ort, und ich kann nur froh sein, daß ich diesen da als Geisel zurückbehalten habe. Es soll — wie man sich auszudrücken pflegt — die rechte Hand vom Polenkönige sein, der an dem letzten Kampfe in Person Theil genommen hat, jedoch im Getümmel desselben entkommen ist, weil er keine besondere Auszeichnung an sich trug, und der Schmerz mich gänzlich betäubt hatte, den dieser Hund hier mir verursachte, als er wie ein Toller auf mich einhieb. Ich empfehle Dir ihn also noch einmal an; Du darfst ihn nicht aus den Augen lassen, und ich fordere ihn von Dir."

„Spart doch so viele unnütze Worte;" entgegnete die Frau mit halber Empfindlichkeit," oder — kennt Ihr mich etwa erst seit gestern?"

„Du hast Recht, liebe Alte; Deine Brust hat mir die erste Nahrung gereicht, weil meine Mutter, indem

sie mir das Leben gab, das ihrige dabei einbüßte," sagte der Tartar, worauf er hinzusetzte: „deshalb vertraue ich Dir auch vollkommen."

„Und wärt doch im Stande, mit Euren eigenen Händen mich zu erwürgen," murmelte sie halb vor sich hin.

„Wenn Deine Unvorsichtigkeit mich um Fatimens Besitz brächte, oder auch nur um ihre Treue," versicherte der Tartar, „ganz gewiß."

„Ich muß gestehen," meinte die Alte, „daß Ihr Euch gegen mich sehr dankbar bezeigen wollt, für alle Liebe, welche ich Euch bewiesen habe während Eurer Kindheit."

„Nun, laß es nur gut sein," sagte der Tartar lachend, „wir bleiben darum doch gute Freunde."

Indem der Tartar näher an dem Verwundeten vorüber und aus der Stube ging, bemerkte dieser, daß er den rechten Arm in einer Binde trug.

Wie sehr lieb war es Ignatowski, daß er in seiner Jugend sowohl die Sprache der Russen, wie gleichfalls die der Tartaren, von seinem Vater dazu angetrieben, hatte erlernen müssen, wie es bei wenigen vornehmen Polen der Fall war; denn welche Vortheile konnte ihm jetzt der Umstand verschaffen.

Die Stube blieb nun einige Minuten offen stehen; dann kam die Frau zurück und trat an das Bett,

um sich von dem Befinden des Verwundeten zu überzeugen.

Sie war eigentlich weniger alt, als häßlich, und ging wie jede Frau von geringem Stande gekleidet; aber sie trug goldene Ohrringe; auf allen Fingern nicht werthlose Ringe, und gleichfalls eine schwere Kette von demselben edeln Metalle um den Hals.

Jetzt schlug Ignatowski die Augen auf, und sie bemühte sich, ihm in seiner Muttersprache zuzusichern, daß sie von Jemand den Auftrag erhalten habe, ihn zu pflegen. Obgleich sie aber sehr mangelhaft Polnisch konnte, so sagte er ihr doch nicht, daß sie es sich bequemer machen möchte, sondern fragte sie in dieser Sprache, wessen Gefangener er sei.

Ob sie ihn nun wirklich nicht verstand, oder sich so stellte, genug sie schüttelte den Kopf und sprach auch später nicht im Zusammenhange mit ihm; dagegen aber verwandte sie die größte Aufmerksamkeit auf seine Pflege, beköstigte ihn gut, verband mit geübter Hand seine Wunden, wachte auch in den ersten Nächten bei ihm; aber sie sprach nicht davon, daß man ihn an einen andern Ort bringen wollte, was auch seiner Schwäche wegen nicht angegangen wäre.

Ignatowski machte die Bemerkung, daß es nur eine dünne und noch dazu beschädigte Bretterwand war, welche die Stube, worin er sich befand, von

der trennte, worin sich Fatime aufhielt; weshalb er deutlich beinahe jedes Wort verstehen konnte, wenn sie mit der alten Oda sprach, die zuweilen zu ihr hinüber ging, und später auch bei ihr dort schlief. Er beschäftigte sich also damit, Betrachtungen über Fatimen anzustellen; denn er konnte es nicht in Einklang bringen, daß sie einen türkischen Namen hatte, und doch so geläufig sich in der Sprache der Tartaren auszudrücken verstand; auch die Geliebte von einem Anführer derselben war.

Das Bett, worin Ignatowski lag, war mit einem Vorhange von wollenem Zeuge versehen, und diesen ließ er beinahe beständig zugezogen; weil er sich dann, wenn ihn der Anblick seiner Umgebung nicht dabei störte, besser in Gedanken in die Nähe seiner Lieben in Gayrozany versetzen konnte. So also lag er auch eines Abends in der Dämmerung, während die alte Oda draußen vor der Stubenthüre mit den Tartaren sich unterhielt, wie sie es öfter that, als er, ganz dicht neben sich, Fatimen ein russisches Lied singen hörte, worin sie, wahrscheinlich mit selbst dazu gewählten Worten, seine traurige Lage betrauerte und ihn zu trösten versuchte.

Ignatowski stutzte; denn er hatte zuvor Fatimen nur selten zu der alten Oda sprechen hören und erfahren, daß diese ihr Vertrauen nicht besaß; darum ward ihm ganz besonders wohl und weh zugleich zu

Muthe, als er so einschmeichelnde Worte an sich gerichtet vernahm; denn er war ein Pole und besaß die Schwächen der meisten Männer dieser Nation, die einen Gegenstand zärtlich zu lieben, und doch ihm nicht treu zu sein vermögen sobald ihnen auf ihrem Lebenswege ein anderes weibliches Wesen begegnet, dessen Anblick ihre leicht erregte Fantasie in Flammen setzt, oder ihre Sinne in Bewegung bringt, wie nun der erste Fall bei dem Reichsrathe Ignatowski eintrat, weil er sich schon öfter damit beschäftigt hatte, Betrachtungen darüber anzustellen, wie Fatime aussehe, und sie in Gedanken mit allen weiblichen Reizen zu beschenken verstand, da er sie in der Wirklichkeit nicht sehen, mithin auch kein Urtheil über ihre persönlichen Vorzüge fällen konnte, nun aber vollends sie sich höchst lieblich vorstellte, nachdem sie ihn durch den Wohlklang ihrer Stimme zu bezaubern wußte; weshalb er gerne noch mehr Schmerzen an seinen Wunden würde ertragen haben, wenn nur die verwünschte Bretterwand es nicht verhindert hätte, Fatimen zu sehen.

Indem er darüber nachdachte, ob er sich denn diesen Genuß durchaus nicht verschaffen könnte, betastete er die Bretterwand, um zu erforschen, ob es nicht etwa möglich sei, vermittelst eines Messers eine kleine Offnung zuwege zu bringen, ohne daß er jedoch seine Nachbarin anzusprechen wagte, weil er nicht

ganz genau wissen konnte, ob dann Oda ihn nicht etwa höre.

Als Fatime sich davon überzeugt hielt, daß der Verwundete sich eben damit beschäftigte, die Bretter an der Wand auseinander zu drängen, schwieg sie plötzlich, bis sie wahrnehmen konnte, daß sein Vorhaben ihm vielleicht gelingen könnte, aber zugleich befürchtete, daß Oda es entdecken möchte. Dann sagte sie in russischer Sprache, weil diese mit der polnischen verwandt ist, und mithin von den Polen leicht verstanden wird: „Ich nehme Antheil an Deinem Schicksale und errathe Dein Vorhaben. Allein ich muß Dich daran erinnern, daß Oda leicht vernehmen kann, was Du beabsichtigst. Darum sei vorsichtig; denn käme es so, dann verließe sie entweder Dich oder mich künftig weiter keinen Augenblick; dagegen ich Dir zur Flucht verhelfen kann, sobald Du wohler bist.“

„Ach, wie wollte ich Dir dafür dankbar sein,“ erwiederte Ignatowski; „gieb mir diese Versicherung also noch einmal, damit sich mein Herz daran erlaben kann.“

„Ja, ich will Dir zur Flucht behülflich sein, und diese zugleich mit Dir antreten,“ antwortete Fatime; „aber ich werde eine Bedingung an die Erfüllung meines Versprechens knüpfen, und wer weiß, ob Du geneigt sein wirst, diese zu erfüllen.“

„O gewiß,“ betheuerte Ignatowski, „ich verspreche es Dir schon jetzt; darum sprich.“

„Ich habe Dich gesehen, als man Dich in die Stube brachte, worin Du Dich noch gegenwärtig befindest,“ sagte nun Fatime; „Du sahst von dem vielen Blutverluste todtenblaß aus und warst ohnmächtig. Aber ich fand Dich dennoch schön — unbeschreiblich schön — und empfand deshalb das tiefste Mitleid mit Deinem Zustande. Ja, noch ein anderes Gefühl, als das ist, regte sich in meinem Innern; aber diesem darf ich so lange kein Gehör schenken, bis ich Rücksprache mit Dir genommen und Dich dabei einer ernsten Prüfung unterworfen habe.“

Ignatowski traute seinen Ohren kaum; denn wenn er sich nicht irrte, so sprach ein gewiß recht schönes Mädchen eine förmliche Liebeserklärung gegen ihn aus, und das war ihm noch nicht vorgekommen. Aber — wie der Mensch nun einmal ist — das Seltene reizt, und Fatime übte darum, auch ohne daß er sie gesehen hatte, einen Zauber auf seine Sinne aus. Er forderte sie also auf, ihn dieser Prüfung zu unterwerfen; allein sie antwortete nicht, und als er gleich nachher vernahm, daß sie ziemlich laut mit der alten Oda sprach, vermochte er die Ursache ihres Stillschweigens zu errathen.

In der Nacht konnte er sein Vorhaben, ein Brett abzulösen, nicht fortsetzen, weil er durch das dabei

verursachte Geräusch die Alte erweckt hätte; allein sobald er am andern Morgen vernahm, daß sie aus der Stube gegangen war, um Fatimen eine Weinsuppe zuzubereiten, wie diese von ihr verlangt hatte, setzte er seine Bemühungen fort. Diese wollten ihm jedoch nicht gelingen; denn es fehlte ihm an einer Zange, womit er hätte die Nägel ausziehen können; aber wenigstens konnte er, vermittelst seines Messers, ein Astloch in den Brettern vergrößern, mithin Fatimen, obgleich sehr unvollkommen, betrachten; sie saß auf der entgegengesetzten Seite der Stube an einem Tische, stützte den Kopf in die Hand, und sah seinen Bestrebungen zu, sie zu erblicken.

---

Ignatowski hatte sich Fatimen ungemein reizend in seinen Gedanken vorgestellt; aber die Wirklichkeit ließ doch alle jene Bilder weit hinter sich zurück, und das sagte er ihr sogleich.

Sie lächelte, indem sie ihm darauf antwortete: „Nun, es ist mir lieb, daß Du mich schön findest; denn um so eher wirst Du die Bedingung eingehen, unter welcher allein ich Dir zu Deiner Freiheit verhelfen werde, zu der Du sonst in keinem Falle gelangen würdest; denn acht bewaffnete Tartaren umgeben Tag und Nacht die Seite des Hauses, aus welchem Du vielleicht noch entrinnen könntest. Bleibst

Du jedoch ein Gefangener, so wird man Dich als Geisel betrachten; denn Islan Giercio weiß, wer Du bist, und denkt einen Plan auszuführen" —

„Wie," rief Ignatowski voll Verwunderung aus, „ich bin ein Gefangener des Tartarenanführers Islan Giercio?"

„So ist es," antwortete Fatime, „und Dein Schicksal würde fortdauernde Gefangenschaft sein, wenn Dein König nicht einen für ihn schimpflichen Frieden einginge."

„Das möchte mein König zuversichtlich nicht," sagte Ignatowski, und setzte lachend hinzu: „denn so viel ist ihm nicht an meiner Person gelegen."

„Ich glaube es auch, daß er Dich im Stiche ließe," antwortete Fatime naiv; „aber eben darum bliebst Du Dein Leben lang auch ein Gefangener."

„Nun," sagte Ignatowski, „dahin wirst Du es doch nicht kommen lassen?"

„Wenn Du meine Bedingung nicht erfüllst, gewiß," versicherte Fatime; „aber ich hoffe, daß Du es wirst."

„So laß mich hören," bat der Reichsrath.

„Nicht eher, bis Du im Stande sein wirst, von hier zu entfliehen. Oder — sind Deine Wunden etwa schon soweit geheilt?" fragte Fatime.

„Sie sind es nicht," erwiederte Ignatowski; „indessen sollte der Umstand allein mich nicht abhalten,

schon morgen von hier mich zu entfernen. Aber ich fühle mich überhaupt noch zu schwach dazu.“

„Ich bin derselben Meinung,“ versetzte Fatime, „und darum müssen wir unsere Flucht noch aufschieben, bis Du im Stande sein wirst, allenfalls eine Strecke zu Fuß zu gehen.“

„Ich fürchte, daß es noch lange dauern wird, bevor ich es vermag,“ sagte Ignatowski, „aber theile mir doch mit, wer Du bist, und in welchem Verhältnisse Du zu dem Tartarenanführer Giercio stehst. Die alte Oda unterhält sich vor der Thüre mit seinen Leuten, wir dürfen daher keine Störung dabei befürchten; also — sprich, und fasse Dich kurz.“

Fatime begann: „Meine Eltern bekannten sich zur Lehre Muhameds und waren wohlhabende Leute. Sie wohnten nahe an der Grenze unseres Landes, und als die Russen eines Tages diese überschritten, raubten sie mich, als ich kaum vier Jahre zählte. Wie meine Eltern hießen, oder in welcher Gegend sie wohnten, das weiß ich mir nicht mehr zu erinnern; nur daß ich Fatime genannt wurde, ist mir noch im Gedächtnisse. Der Kosak, welcher mich geraubt hatte, brachte mich seiner Frau mit, als er nach Rußland zurückkehrte, und weil ich damals ungemein schön war, sie auch keine Kinder besaßen, so meinte er sie durch dieses Geschenk zu erfreuen. Allein so war es nicht, vielmehr wollte seine Frau

mich nicht einmnl bei sich behalten, und nur Basili's Drohungen brachten es zuwege, daß sie mich nicht gleich aus dem Hause jagte; aber sie ließ mich diesen Zwang entgelten, und schlug mich jeden Tag, bis Basili sie gleichfalls dafür züchtigte; dann behandelte sie mich so lange gut, als er nicht unsere Wohnung verließ, und ich erhielt die doppelte Tracht Schläge, sobald er sich entfernt hatte. Das änderte sich aber, als ich größer wurde, ohne daß ich damals schon einsehen konnte, wie es kam. Denn Basili hatte seiner Frau insgeheim begreiflich zu machen verstanden, daß ich ihnen große Summen einbringen könnte, wenn ich herangewachsen sein würde, und sie darauf bedacht gewesen wären, mir meine Schönheit zu erhalten. Das aber errieth ich bald, als ich etwas klüger wurde und ihre Sprache vollkommen gut verstand, weil ich sonst weiter keine mehr vernahm. Seine Absicht war endlich, mich mit sich zu nehmen, indem er gegen die Polen zu Felde zog, und mich an einen Anführer der Tartaren zu verkaufen, nachdem ich das jungfräuliche Alter schon erreicht hatte, und er einsehen mochte, daß seine Frau mich los sein wollte; denn ich glaube, daß sie noch gar eifersüchtig auf ihren Alten war, und da er mich bereit fand, ihm zu folgen, führte er seinen Vorsatz bald aus; jedoch sagte er mir damals nicht, was er eigentlich für ein Schicksal mir zugedacht hatte. Ich

aber ritt gerne mit ihm, weil ich es seiner Frau nicht vergessen konnte, daß sie mich so häufig geschlagen, wie ich überhaupt nicht im Stande bin, Jemandem ein mir zugefügtes Unrecht zu verzeihen."

„Es kommt daher, weil Du nicht gut im Christenthume unterrichtet worden bist," sagte Ignatowski; „das aber gebietet uns, unsern Feinden nicht nur jedes uns zugefügte Unrecht zu verzeihen, sondern auch sie zu lieben."

„Es mag sein," erwiederte Fatime; „ich aber weiß von einem solchen Gebote nichts, und werde es mit meinen Feinden halten, wie ich es für gut finde. Doch — höre weiter. So lange ich noch nicht wußte, daß Basili mich verkaufen wollte, war ich außerordentlich heiter und froh, obgleich manches andere junge Mädchen das Leben unter lauter rauhem Kriegsvolke vielleicht unerträglich gefunden hätte. Aber als er mir mittheilte, daß er im Sinne habe, mich zu verkaufen, brachte ich die meiste Zeit mit Weinen zu, und als ich seinen Vorstellungen, nach welchen es so sein mußte, kein Gehör gab, fing auch er an, mich zu schlagen und mir dadurch noch weit größere Schmerzen zu verursachen, als früher seine Frau; denn er war kräftiger als sie, und wo seine Peitsche hintraf, da floß gleich Blut."

„Arme Fatime!" sagte Ignatowski, vom tiefsten Mitleid für sie erfüllt.

„Ja," fuhr sie fort, „ich war beklagenswerth; „aber ich rächte mich auch an ihm, wo es nur anging. Bald zerbrach oder zerriß ich ihm heimlich etwas, oder ich fügte ihm sonst einen Schabernack zu; denn ich haßte ihn nun ebenso sehr, als ich ihn früher geliebt hatte, wie er noch gut gegen mich verfuhr. Hört jedoch weiter. Ich ritt gewöhnlich hinter ihm auf seinem Pferde; aber wohin er mich bringen wollte, wußte ich nicht. Endlich kamen wir in das Lager der Tartaren, und nun führte er mich zu deren Anführer. Das war ein alter Mann, der wohl Mitleid mit mir fühlen mochte, mich theuer genug bezahlte, und zugleich Basili befahl, uns so schnell wie möglich zu verlassen."

„Beim Abschiede schien dieser bewegt zu sein, und weinte sogar, als er mir Lebewohl sagte; ich dagegen blieb ungerührt; denn er hatte mich ja öfter geschlagen, und das konnte ich ihm nicht vergessen. Nein — ich vergebe es ihm niemals, und könnte ich es, so ließe ihn noch jetzt dafür bestrafen. Aus diesem Grunde sah ich es also gerne, daß er sich entfernen mußte, und in der Folge freute ich mich besonders über die kostbaren Kleider, die mir Iwan, der Tartarenanführer, machen ließ, ganz wie sie die Türkinnen tragen. Auch schmückte ich mich gerne mit den Edelsteinen, die er mir schenkte, und lebte so vergnügt, wie ich nie vorher es hatte sein können, außer

als Kind bei meinen Eltern; woran ich jedoch nur noch selten dachte. Iwan, mein Beschützer" —

„Warum nennst Du ihn nicht Deinen Geliebten," unterbrach sie Ignatowski mit einem Anflug von Eifersucht, „da er es doch gewiß war?"

„Er mag mich wohl geliebt haben," antwortete Fatime lachend, „aber ich ihn nicht; denn er war alt und nichts weniger als hübsch, viel weniger schön. Doch unterbrich mich nicht; sonst kommt die alte Oda, und du hörst meine Geschichte nicht zu Ende. Iwan also behandelte mich gut, und das Eine nur hatte ich an ihm auszusetzen, daß er zu zärtlich gegen mich that, da es sich für sein Alter nicht mehr paßte. Anfänglich ließ ich mir es gefallen; denn es hatte zuvor noch Niemand mich so geküßt und mir so geschmeichelt. Mit der Zeit aber mißfielen mir diese Liebkosungen, und endlich wurden sie mir im höchsten Grade zuwider. Indessen der Himmel befreite mich eher von dem Alten, als ich gehofft hatte, daß es so kommen würde. Die Polen nämlich überfielen uns, als wir kurz zuvor die Grenzen ihres Landes überschritten hatten, und Iwan war einer der Ersten, der unter ihren Streichen fiel."

„Er hatte mir seine Schätze zur Aufbewahrung anvertraut und mir einen Winkel in seinem Zelte angewiesen, wo ich mich im schlimmsten Falle verbergen sollte. Da hinein verkroch ich mich nun, als

ich die beiden Partheien im Kampfe begriffen wußte, behing mich mit einer alten wollenen Decke, und lud noch sonst allerhand unansehnliche Gegenstände auf mich, einen Sattel und dergleichen mehr; dem Einfalle aber verdankte ich es, daß mich die Eurigen übersahen, und als ich diese wieder aus dem Lager entfernt glaubte, kam ich aus meinem Versteck hervor, sah mich vor dem Eingange des Zeltes nach allen Seiten hin um und überlegte, was ich nun weiter beginnen sollte."

„Die Unsrigen setzten den Polen nach, und wohin ich das Auge richtete, sah ich nur Leichen und Verwundete, die zu verbinden — nämlich die Tartaren — ich mich anschickte; denn bei unsern Feinden hielt ich es für überflüssig und war nur froh, daß eine Frau mir dabei Beistand leisten konnte, die gleichfalls sich in dem Winkel eines Zeltes versteckt hatte, als die Polen uns überfielen. Deren Verfolger aber kehrten bald zurück und verkündigten uns mit großer Freude, daß ihr Hauptanführer, Islan Giercio, schon auf dem Wege nach dem Lager sei."

„Am folgenden Morgen traf er auch hier ein, und weil ich meinte, daß er mir einen Ort anweisen möchte, wo ich Schutz fände, begab ich mich zu ihm, um ihn darum anzusprechen. Allein unkluger hätte ich nicht handeln können, als ich that; denn ich brachte mich selbst um meine Freiheit. Er fand näm-

lich gleich Gefallen an mir, ließ mich in das für ihn in Bereitschaft gesetzte Zelt meines früheren Herrn bringen, und muthete mir zu, ihn zu lieben, als ob man das so könnte, wie Andere meinen. Allein das ist keinesweges der Fall; vielmehr bemühte ich mich bis jetzt vergebens, es wenigstens dahin zu bringen, daß ich einiges Wohlwollen für ihn empfände, und seitdem ich Dich gesehen habe, wie Du, gleich einem Todten, mit geschlossenen Augen da lagst, so blaß aussahst, und doch so schön, ach so unaussprechlich schön warst, weiß ich ganz gewiß, daß ich niemals ein zärtliches Gefühl für den häßlichen, grausamen Islan Giercio empfinden werde. Dagegen halte ich mich jedoch überzeugt, daß ich Dich liebe, und wenn Du mir nur heilig versprechen willst, daß Du nie eine andere Frau mir vorziehen, noch jemals mich verlassen wirst, so siehst Du mich bereit, Dir zur Flucht zu verhelfen."

Indem Fatime sich Ignatowski zur Geliebten antrug und ihm verhieß, daß sie ihn befreien wolle, überlegte er schnell, ob es rathsam sei, ihr zu eröffnen, daß er bereits schon eine Gemahlin besitze, und daß die Gesetze seines Landes ihm verböten, eine zweite zu wählen, oder neben der rechtmäßigen auch nur eine Geliebte bei sich zu behalten. Allein er meinte endlich, daß es besser sei, sie so lange über seine Verhältnisse zu täuschen, bis sie ihm zur Freiheit verholfen habe, weil er nicht wissen konnte, wie

sie dann verfahren würde, wenn sie hörte, daß ihr Plan gescheitert wäre, und aus diesem Grunde machte er ihr Versprechungen, welche ihm durch die Nothwendigkeit abgedrungen wurden.

Fatime vernahm sie mit großer Freude und half ihm das Astloch in der Wand vergrößern; er konnte sie mithin besser sehen, und er hätte kein Mann sein müssen, wenn er kalt bei ihren Reizen geblieben wäre, deren Anblick ihn vielmehr entzückten, obgleich er vorhin eben nicht die beste Meinung, weder von ihren Sitten, noch von ihrem Charakter erhalten hatte, da sie sich ganz so zeigte, wie sie war.

Und dennoch verleitete sie ihr Mangel an Selbstkenntniß, daß sie es unterließ, ihre eigenen Fehler und Schwächen zu schildern; wogegen sie doch genau die der Personen anzugeben wußte, bei welchen sie sich aufgehalten. Später jedoch werden ihre Handlungen diese um desto deutlicher offenbaren.

---

Von dem Tage an sprachen sich Beide so oft, als Oda sich vor der Hausthüre mit den Tartaren unterhielt, und Ignatowski beging jetzt schon eigentlich in der edelern Bedeutung des Wortes eine Untreue an seiner Gemahlin; denn sein Wohlgefallen an Fatimen vermehrte sich täglich. Ihr natürliches Benehmen, wie Alles, was sie sagte, nahm ihn für

sie ein; obgleich er um keinen Preis der Welt es gewünscht, seine Gattin, oder künftig seine Töchter, so wie dieses Kind der Natur zu finden. Allein dennoch setzte sie nur seine Sinne in Bewegung, und er liebte sie weder in der Art, wie seine Gemahlin, noch in demselben Grade, wie diese. Vielmehr dachte er mit Sehnsucht daran, Vannienka bald wiederzusehen, und sein Pflichtgefühl rieth ihm an, sich in kein Verhältniß mit Fatimen einzulassen, wodurch Jene nur, im Falle sie es entdeckte, konnte gekränkt oder betrübt werden, vielmehr sich von ihr zu trennen, sobald er erst wieder zu seiner Freiheit gelangt sei, und sich eine gute Gelegenheit dazu darbiete, wobei er sich keine Vorwürfe machen zu dürfen glaubte, weil er annahm, daß sie sich, bei dem Leichtsinne, den er ihr zutrauen mußte, bald trösten und ihrer Schönheit wegen auch ebenso schnell wieder einen Verehrer derselben finden würde.

Von einer anderen Seite betrachtet, hielt er es auch aber für kein Verbrechen, wenn er sich mit einem so schönen Mädchen die Zeit verkürzte, und endlich überredete er sich gleichfalls, daß eigentlich die Nothwendigkeit ihn dazu zwänge, auf ihr Begehren darnach, täglich die Betheuerungen seiner Liebe und künftigen Treue zu wiederholen; obgleich er wußte, daß er nicht Wort halten konnte, auch wenn er es gewollt hätte.

In jedem Falle aber gelobte er sich an, künftig für ihren Unterhalt zu sorgen, und hauptsächlich sie zu einem Geistlichen zu bringen, weil er sich überzeugt hielt, daß sie durchaus keinen richtigen Begriff vom Christenthume hatte, sondern sich eine ganz eigene Religionslehre geschaffen habe, nach der sie Alles, was ihr eben am besten zusagte, für recht und gut und sogar Blutrache für erlaubt hielt, besonders aber jeder Gattung von Aberglauben ergeben war, weshalb sie auch behauptete, daß sie sich darauf verstehe, wahrzusagen, in dem Laufe der Gestirne das Schicksal anderer Menschen vorher zu lesen u. s. w.

Aber — konnte er sich darüber verwundern? Oder konnte er erstaunen, sie noch von allen Irrthümern des blinden Heidenthums befangen zu finden? In einem Alter von vier Jahren hatte man sie ihren Eltern geraubt, die sie doch jedenfalls wenigstens in der Glaubenslehre erzogen hätten, der sie selbst anhingen. Dann kam sie zu Leuten, die gewiß ebenso dachten und glaubten, wie sie später, obgleich sie sich Christen nannten und sich zur griechischen Kirche bekannten, oder doch, wenn es anders war, sich nicht die Mühe genommen hatten, Fatimen eines Bessern zu belehren, vielmehr sie völlig im Stande der Natur aufwachsen ließen, ohne sich Kümmerniß um ihr Seelenheil zu bereiten, da Basili die meiste Zeit im Jahre nicht zu Hause blieb, und wenn er ja heim=

gekehrt war, entweder nicht nüchtern wurde, oder beständig in den nahen Waldungen sich die Zeit mit Jagen vertrieb, und wenn er bei den Seinigen verweilte, dem lieben Gott dafür dankte, sobald es nur ruhig zuging; wobei es ihm gewiß niemals einfiel, daß Fatime auf diese Weise eigentlich gar keine Religion kennen lernte, und daß er ein Unrecht begehe, wenn er sie noch ferner in solchen verwilderten Grundsätzen aufwachsen lasse.

Die Mängel derselben lernte Ignatowski aber nach und nach deutlich kennen; obgleich es ihm verborgen blieb, daß ihre Fehler eine über jeden Begriff starke Macht über sie ausübten, und obgleich er nicht wußte, wie sehr tief sie schon im Innern dieses verführerisch schönen Wesens Wurzel geschlagen hatten, die auszurotten, jetzt Niemandem mehr gelingen konnte. Ueberhaupt aber war es eigentlich unmöglich, daß er die eigentliche Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit von solchem Naturkinde zu beurtheilen vermochte, weil er nie ein solches hatte kennen lernen und nicht wußte, daß es, gleich einer Wilden, Alles für erlaubt hielt, was ihm zusagte.

Aus diesem Grunde war es also nicht zu verwundern, daß er in dem Wahne stand, sein Plan sei ausführbar, und daß ihn also nur der Gedanke beschäftigte, was für einem Geistlichen er Fatimen in der Folge anvertrauen sollte.

Ein alter, meinte er, müsse es jedenfalls sein, und weit von Krakau entfernt dürfe er auch nicht wohnen, weil er sonst nicht erfahren könne, wie es um seinen Schützling stehe, und ob sie gute Fortschritte beim Unterrichte in der Lehre Jesu mache, oder ob sie es vorziehe, ihren leichtsinnigen Lebenswandel fortzusetzen. Mit solchen Beweggründen, die er sich vorspiegelte, um dahinter andere zu verbergen, die er sich nicht eingestehen mochte, versteckte er vor sich selbst seine wahren Gesinnungen.

Wie Fatime seine Flucht möglich machen könnte, blieb ihm ein Räthsel, das zu lösen sie sich fortgesetzt weigerte. In der Nacht konnte es nicht geschehen, weil Oda in ihrer Stube schlief, und am Tage nicht, weil da die Tartaren beständig um das Haus herum schwärmten. Sie schien jedoch deshalb ganz unbesorgt zu sein, und erwiederte ihm auf alle Fragen darnach: „Ich werde schon Wort halten; brich Du nur Dein mir gegebenes nicht, sonst möchte es schlimm werden; nämlich wenn Du aufhörtest, mich zu lieben, und mich verließest.“

Es war Ignatowski öfter auffallend, daß Fatime nicht daran dachte, daß es doch möglich wäre, er sei verheirathet, sondern unbedingt das Gegentheil davon anzunehmen schien. Oder „würde es ihr vielleicht keinen Kummer verursachen, wenn sie auch die Wahrheit erfahren sollte?“ fragte er sich bis=

weilen selbst. Aber auf diese Vermuthung hin konnte er es wenigstens nicht wagen, ihr ein Geständniß der Thatsache abzulegen, und vielleicht damit alle seine Hoffnungen auf Befreiung aus seiner Gefangenschaft zu vereiteln. Er beschloß darum, sie lieber noch länger über seine Verhältnisse zu täuschen.

Eben so auffallend, wie es ihm war, daß sie nie darnach forschte, ob er schon eine Frau besitze, sprach sie aber auch nie den Wunsch aus, es zu werden; nur daß sie immer um ihn bleiben wolle, lauteten ihre Aeußerungen, und sie schien durchaus keinen Begriff von gesetzlichen Einrichtungen und häuslichen Verhältnissen zu besitzen, die es ihm unmöglich machen könnten, ihr Verlangen zu erfüllen, auch wenn er es wollte. Einige Male aber erschreckte sie ihn dadurch, daß sie, mit einem Aussehen, welches ihm einen Blick in ihr Inneres gestattete, Drohungen für den Fall gegen ihn aussprach, wenn er sich es einfallen ließe, sich von ihr zu trennen, Drohungen, die ihm Besorgnisse für sein Leben hätten einflößen können, wenn ihm nicht Mittel zu Gebot gestanden hätten, die er anwenden wollte, um es ihr unmöglich zu machen, daß sie ihm schaden konnte, auch wenn das ihre Absicht gewesen wäre.

Nach jedem solchen Auftritte verlor Fatime aller=

dings an moralischem Werthe in den Augen des Reichsraths Ignatowski, und er konnte öfter nur mit Geringschätzung an sie denken. Ja es gab sogar Augenblicke, wo ihre Grundsätze ihm Schauder und dann allerdings auch Besorgnisse für sich einflößten, weil er sie zu solcher Zeit für fähig halten mußte, daß sie jedes Mittel ergreifen möchte, wenn es ihr nur dazu dienlich zu sein dünkte, sich an ihm für den Fall zu rächen, wenn er sein ihr gegebenes Wort bräche und, nach seinem von jeher gefaßten Vorsatze, sie verließe. Es kamen Stunden, in welchen er sie förmlich verachtete und sich vornahm, lieber in der Gefangenschaft seiner Feinde zu bleiben, als Fatimen für seine Befreiung daraus zum Danke verpflichtet zu werden, und dennoch brachte ihr jedesmaliger Anblick wieder Wirkungen bei ihm hervor, die ihn in diesem Entschlusse wankend machten, besonders jedoch dann, wenn sie mit einem Eifer, der ihre Reize wahrhaft bezaubernd werden ließ, ihm betheuerte, daß sie eher ihr Leben unter den größten Martern, die man nur anwenden könnte, um es ihr zu rauben, aushauchen, als es zugeben wollte, daß ihm eine Gefahr für das seinige nahe, und er glaubte in solchen Augenblicken nicht, daß sie fähig sei, solche Racheplàne auszuführen, wie sie es öfter von sich selbst behauptete, daß sie es würde. Hauptsächlich siegreich für sie war aber vollends der Eindruck, welchen sie

dann bei Ignatowski erweckte, wenn sie mit Thränen davon sprach, daß sie oft die Kinder der Bettler auf der Straße darum beneidet habe, wenn sie gesehen, wie diese im Arme ihrer Mutter geruht, wie sie durch deren Kuß aus dem Schlafe aufgeweckt, oder ein Gegenstand von deren Sorge waren, wobei sie darauf die Betrachtung angestellt habe, daß sie Niemandem auf der ganzen weiten Erde angehöre, und an keinen Menschen den Anspruch ruhen dürfe, daß er sie liebe. „Ach!“ setzte sie eines Tages hinzu, „wie sehr dankbar bin ich Dir dafür verpflichtet, daß Du es thust; denn der Tartarenanführer Iwan war ein Greis, in dessen Brust dieses Gefühl nicht mehr wohnen konnte, und Islan ist nur eines Sinnenrausches fähig, nicht wahrer Liebe. Auch ich lernte diese nur bei Deinem Anblicke kennen, und hoffe, daß die Dankbarkeit, wenn ich Dir zur Freiheit werde verholfen haben, daß, was Du jetzt für mich empfindest, noch vermehren wird.“

Bei Fatimens Aeußerung fühlte Ignatowski eine Mahnung seines Gewissens, das ihn antrieb, ihr zu gestehen, daß er bereits schon eine Gemahlin besitze, welche allein Ansprüche habe auf seine Liebe. Indessen im nächsten Augenblicke besaß er wieder nicht den Muth dazu, und beschwichtigte diese innere Stimme damit, daß er sich gelobte, ihr eine weit edlere Neigung künftig zu widmen, als die ihrige

für ihn war, mithin auch eine größere, wenn er dafür sorgen werde, daß sie Unterricht im Christenthume empfange, und sie dadurch Ansprüche an die Freuden des ewigen Lebens erhalte.

---

Eines Tages sagte Fatime zu dem Reichsrathe Ignatowski: „Du mußt heute versuchen, ob Du im Stande bist, das Bett und auch dieses Haus zu verlassen, um bis zu einem zu gelangen, wo wir uns ein Pferd anschaffen können, auf dem wir unsre Flucht weiter fortzusetzen vermögen; denn ich vermuthe, daß man mit dem Plane umgeht, mich von hier fortzubringen, und dann wäre ich nicht mehr im Stande, Dich zu befreien. Ueberhaupt aber, sage selbst, was würde aus unserem Verhältnisse werden, wenn man uns trennte?“

Ignatowski erschrak über diese Mittheilung, weil er bis jetzt noch nicht länger als eine Viertelstunde hatte außer dem Bette zubringen können, und es ihm daher unmöglich zu sein dünkte, daß er im Stande wäre, zu Fuß, wenn auch nur eine kurze Strecke, zurückzulegen, und diese Befürchtung theilte er Fatimen mit.

Auch sie fühlte sich dadurch beunruhigt, indem sie in Gedanken schon den Plan zu ihrer Flucht vereitelt sah. Sie dachte also der Sache einige Minu-

ten nach, worauf sie sagte: „Nun, so müssen wir eine andere Richtung des Weges nehmen, wo wir eher zu einem Hause gelangen, in dem wir Pferde bekommen.“

„Aber,“ fragte Ignatowski, „wenn ich meiner Schwäche wegen auch dahin nicht zu Fuß zu gelangen vermöchte?“

„Daß wäre freilich schlimm!“ rief Fatime mit einer Anwandelung von Angst aus, „sehr schlimm.“ Nach einer Weile aber setzte sie gefaßter hinzu: „Nein, so wird es nicht kommen! Aber, wenn wirklich, so trage ich Dich auf meinem Rücken bis zu dem Hause hin, in dem wir gewiß ein Pferd zu kaufen bekommen; denn ich bin stark und habe öfter meine Kraft erprobt.“

Ignatowski mußte unwillkürlich lachen, indem er sich in Gedanken in eine solche Situation versetzte; denn obgleich Fatimens Gestalt ihm vielleicht Bürgschaft geleistet hätte, daß sie Wort halten könnte, so hatte die Aussicht, von einem jungen Mädchen auf dem Rücken fortgetragen zu werden, doch ungemein viel Komisches für ihn, und seine Züge mochten wohl es ausdrücken, was er eben dachte. Fatime ward also darum beinahe böse und sagte eifrig: „Wie, Du zweifelst, daß ich Dich zu tragen vermag? Nun, wenn es Noth thun sollte, würde ich Dich schon davon überzeugen.“

„Ich weiß zwar allerdings," antwortete Ignatowski, „daß Ihr Kinder der Natur weit mehr Körperkraft besitzt, als unsere Damen der großen Welt, auch wohl mehr, als unsere Mädchen auf dem Lande. Allein trotz dem scheint mir Dein Anerbieten, obgleich gut gemeint, doch keine sichere Bürgschaft dafür zu sein, daß wir auf diese Weise weiter kommen könnten. Wenigstens vermöchte ich nicht mit guten Hoffnungen für das Gelingen derselben unsere Flucht anzutreten."

„Auch die besten werden Dich nicht täuschen," erwiederte Fatime, „wenn Du nur im Stande bist, wenigstens dieses Haus zu verlassen."

„Nun, ich werde den Versuch, länger aufzubleiben, jedenfalls wiederholen," versicherte Ignatowski, „was mir bis jetzt noch nicht gelingen wollte. Doch — ich höre die Alte — geschwind setze den Tisch vor das Astloch, damit sie es nicht bemerken kann."

Fatime that es, und Oda trat gleich darauf zu ihr in die Stube.

Eine Stunde später stand Ignatowski auf, und obgleich ihn dabei, wie gewöhnlich, beinahe eine Ohnmacht, seiner Schwäche wegen, anwandelte, so besiegte er doch diese endlich, und brachte die Zeit bis nach Tische außer dem Bette zu. Dann aber forderte die Natur ungestüm plötzlich Gehorsam von ihm, und als er sich niedergelegt hatte, versank er

in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn erst am Abende Fatimens Zuruf wieder erweckte.

Sie theilte ihm mit ängstlichem Tone mit, daß nicht sie sollte von hier fortgebracht werden, sondern er, und zwar auf einer Tragbahre, wenn es anders nicht angehe, daß sie mithin in dieser Nacht entfliehen müßten, weil man ihn vielleicht morgen schon abhole; worauf er ihr jedoch erwiederte, daß es ihm völlig unmöglich wäre, ihr Verlangen zu erfüllen, indem das Aufbleiben ihn so sehr abgemattet habe, daß er kaum im Stande sei, sich zu bewegen. Den folgenden Tag dagegen wolle er lieber liegen bleiben, bis die Zeit zur Flucht herannahe, und er hoffe dann dazu mehr Kraft zu besitzen, als gegenwärtig.

„Gut," sagte Fatime nach einigem Besinnen, „stelle Dich also morgen kränker an, und hauptsächlich verhalte Dich ganz ruhig. Sprich auch nicht mit mir, und selbst dann nicht, wenn es mir gelungen sein wird, einen Theil der Bretterwand abzulösen, weil ich die Werkzeuge dazu mir besorgt habe, eine Zange, einen Hammer und ein breites Messer. Gott gebe nur, daß mein Geschäft geräuschlos abgehen kann, damit Du in der Nacht im Stande bist, hier herein in meine Stube zu gelangen."

„In Deine Stube?" fragte Ignatowski voll Erstaunen, „darin schläft ja auch die alte Oda.

Wie also sollten wir daraus flüchtig werden können?"

„Verlasse Dich darauf, daß wir zu flüchten vermögen, wenn nur nicht Deine Schwäche Dich daran verhindert. Jetzt jedoch von etwas Anderem. Ich habe für Dich aus meinem Kleidervorrathe einen Anzug verfertigt, einen solchen, wie die Frauen der Tartaren tragen. Ich werde Dir diesen zustecken, sobald ich die Bretter von der Wand abgelös't habe, mithin die Oeffnung dazu groß genug sein wird. Diese Kleider lege an, bevor wir uns von hier entfernen."

„Wie, den Anzug einer Frau soll ich anlegen?" fragte Ignatowski mit halbem Unwillen. „Nimmermehr!"

„Und warum nicht?" sagte Fatime. „Ich finde darin nichts Außerordentliches, und es ist gut zu bedenken, was auf dem Spiele stehet, wenn Du es nicht willst. Man wird Dich dahin bringen, wo Islan allein zu befehlen hat, und wie es Dir da ergehen würde, kannst Du vorher wissen. Oder — hast Du nicht vernommen, wie man die Eurigen in diesem Kriege behandelt?"

„Ich habe davon gehört," antwortete Ignatowski, „über jeden Begriff nichtswürdig; aber ich kann mich nicht in dem Anzuge einer Frau denken, denn — und — wie werde ich aussehen?"

„Freilich nicht wie eine Dame,“ versetzte Fatime, „aber Du wirst bemerkt haben, wie groß und ungeschickt die Frauen der Tartaren gebaut sind, und darfst mithin nicht befürchten, daß Du einem Vorübergehenden auffällst. Ueberdies war es noch ein großes Glück, daß ich aus meinen Kleidern diesen Anzug, und auch einen männlichen für mich verfertigen konnte, da ich sonst nicht dergleichen Arbeiten verrichten konnte; aber Noth lehrt beten, und ich nähte wochenlang daran, damit es der alte Oda nicht auffiel.“

„Wie,“ fragte Ignatowski, „wir tauschen also die Rollen?“ und schon etwas beruhigter setzte er hinzu: „Nun, Du wirst ganz allerliebst als Knabe aussehen, aber ich —“

„Du wie die derb, sehr derb gebaute Frau eines Tartaren, unterbrach ihn Fatime, „gerade so wie die meisten in der Wirklichkeit sind. Also begehe keine Unvorsichtigkeit, die unsern Plan vereiteln möchte, und verhalte Dich bis morgen nach Mitternacht ja ruhig.“

Am andern Tage stellte sich Ignatowski gegen die alte Oda sehr ermattet an, und das hatte zur Folge, daß sie länger bei ihm verweilte, als sonst. Er that daher so, als ob er beinahe immer schlief, und Fatime sprach den Tag über kein Wort mit ihm.

Als Oda am Abende Ignatowski verlassen hatte, stand er auf und freute sich ungemein darüber, daß er seine Kräfte gestärkt fühlte, so daß er hoffen konnte, er werde eine kurze Strecke zu Fuß zu gehen im Stande sein.

Gleich darauf, nachdem die alte Oda in Fatimens Stube kam, ward es da ganz still, und nach etwa einer Viertelstunde konnte er bemerken, daß Fatime schon das eine schadhafte Brett von der Wand loslösete; worauf sie zu ihm sagte, indem sie ihm den für ihn verfertigten Anzug zuschob: „Streife dieses Kleid schnell über; denn wir dürfen nicht länger hier säumen.“

Er folgte ihrer Weisung und drängte sich darauf durch die Oeffnung; im nächsten Augenblicke stand er also vor Fatimen, die in ihrem männlichen Anzuge ungemein reizend aussah; weshalb er sie mit besonderem Wohlgefallen betrachtete, und sie endlich umarmen wollte. Aber sie duldete es nur flüchtig; dann drängte sie ihn zurück, indem sie sagte: „Es ist jetzt nicht Zeit zu solchen Tändeleien. Wir haben vielmehr alle Ursache, nur daran zu denken, wie wir von hier fortkommen.“

Fatime sprach nicht so leise, daß sie eine Schlafende nicht hätte damit erwecken können, und Ignatowski machte sie darauf aufmerksam, indem er dabei

auf Oda zeigte; aber Jene erwiederte ihm: „Sei deshalb unbesorgt; denn sie wird nicht erwachen.“

Ignatowski erschrak heftig, und drückte das durch den Ton aus, mit dem er fragte: „Wie — sie ist doch nicht todt? Du hast sie doch nicht etwa gar —

Er stockte, und Fatime fuhr statt seiner fort: „ermordet? Nein, das wäre unnöthig gewesen, da mir noch ein anderes Mittel zu Gebot stand, um sie unschädlich zu machen. Ich warf nur einige Opiumpillen in den Kühltrank, den sie an jedem Abende zu sich zu nehmen pflegt. Wenn diese nun stärker wirken sollten, als ich glaube, daß es der Fall sein wird, und man sie für todt hielte, — während sie doch nur fest schläft — so würde das mir leid thun; und — die Tartaren pflegen ihre Leichen bald in die Erde einzuscharren. Ja, in Wahrheit, es wäre mir sehr unlieb, denn die Alte hat mich gut verpflegt; was sie freilich mußte, da Islan es ihr streng befohlen hatte.“

Ignatowski schauderte zusammen, als er gewahr ward, mit welcher Gleichgültigkeit Fatime meinte, daß es wenigstens möglich sei, daß man Oda lebendig unter die Erde brächte. Er wollte sich also selbst davon überzeugen, wie es mit der Alten stand. Allein Fatime hielt ihn davon zurück, indem sie unwillig ihm zurief: „Sei kein Thor, und halte Dich unnöthig länger hier auf. Sie wird schon zur rechten Zeit erwachen; denn was ich vorhin sagte, war nicht

mein Ernst, und wir müssen entweder fort, oder den Plan zu unserer Flucht aufgeben, weil bald der Tag anbricht.“

Unter diesen Worten war Fatime an das Fenster getreten, hatte, ohne Widerstand zu finden, einige Stangen von Eisen herausgenommen, die es verschlossen hielten, und warf nun ein ziemlich großes Pack hinaus, dem sie nachfolgte, worauf sie Ignatowski die Hand reichte, um ihn beim Hinaussteigen zu unterstützen.

Auf seine Frage: ob es denn durchaus nothwendig sei, daß sie das Pack auf ihrer Flucht mitnehme, da es ihr doch beschwerlich fallen müsse, antwortete sie: „Außer etwas Wäsche enthält es nur Gegenstände von Werth, Edelsteine und eine große Summe Geld, nämlich lauter Dinge, die Iwan gehört haben, und auch solche, die Islan Giercio mir geschenkt hat. Seinen ganzen Schatz hatte mir Iwan zur Aufbewahrung anvertraut, als die Eurigen unser Lager überfallen hatten; doch davon wußte Islan Giercio nichts; denn der ist habgierig und hätte mir Alles abgenommen. Es ist daher, was ich mit mir nehme, mein Eigenthum; mache Dir darüber mithin weiter kein Bedenken, sondern erinnere Dich daran, welcher Gefahr wir uns aussetzen, wenn wir noch ferner hier verweilen.“

Ignatowski hatte früher von Fatimen erfahren,

daß auch Islan ihr viele kostbare Gegenstände zur Aufbewahrung anvertraut, und war fest überzeugt, daß sie auch diese mitgenommen hatte. Allein er fand jetzt keine Zeit, über die Unredlichkeit ihres Charakters Betrachtungen anzustellen, und gab nur der in seinem Innern Raum, wie sie es anfangen würde, um das Pack fortzubringen. Indessen sie wußte schnell dazu Rath; denn sie fand in der Nähe einen ganz kleinen Schubkarren stehen, darauf legte sie das Pack, schob ihn behende weiter und forderte Ignatowski auf, sich an ihren Arm zu stützen, wenn ihm das Gehen schwer falle.

Wegen Ignatowski's Mattigkeit konnten sie jedoch nur langsamer weiter schreiten, als es Fatime befürchtet hatte, und endlich ging auch das nicht mehr länger an. Sie mußten daher froh sein, als sie an ein Haus gelangten, in dem sie, im schlimmsten Falle, eine gastliche Aufnahme zu finden hofften.

Während nun Fatime hinging, um zu versuchen, ob sie etwa hier ein Pferd zu kaufen bekämen, sank Ignatowski beinahe bewußtlos zur Erde nieder, um etwas auszuruhen; denn der Schubkarren war entzwei gegangen, als Fatime meinte, daß sie darauf ihn weiter schieben könnte, wozu er jedoch zu schwer war, und nun dauerte es wohl eine Viertelstunde, bevor sie den Eigenthümer des Hauses durch An=

klopfen an dessen Thüre herausgelockt, und ihn dazu überredet hatte, ihr ein Pferd zu verkaufen, wozu ihn nur der unverhältnißmäßige hohe Preis bestimmen konnte, den sie ihm dafür anbot. Als jedoch Fatime damit zu Ignatowski zurückkam, machte sie die Bemerkung, daß dieser beinahe mit einer Ohnmacht rang, und mußte die ganze Kraft ihres Körpers anstrengen, um ihn auf das Pferd zu bringen, da sie ihm keine Zeit weiter zur Erholung gönnen konnte, und der Eigenthümer des Hauses nicht einmal vor dessen Thüre kam, sondern sich damit beschäftigte, in der Stube noch einmal das von ihr empfangene Geld zu zählen; denn wie leicht war es möglich, daß die alte Oda eher von ihrem künstlichen Schlafe erwachte, als sie sollte. Fatimens Lage war also angstvoll genug, bis sie hinter ihrem Begleiter Platz genommen, und vor ihm das Pack befestigt hatte, da sie ihn mit ihren Armen umschlossen halten mußte, damit er nicht etwa herunter fiel, indem er nicht einmal im Stande war, das Pferd zu lenken.

Fatime ließ daher auf diesem Ritte, der für sie angstvoll genug war, ihre Blicke allenthalben herumschweifen, um vielleicht irgendwo ein Unterkommen zu erspähen; allein nirgends fand sie ein Haus, oder auch nur eine Hütte. Ihr ward daher schrecklich zu Muthe; denn ihr Begleiter lehnte sich zuweilen völ-

lig bewußtlos zurück an sie, und sie vermochte ihn dann kaum zu erhalten.

Als sie schon nicht mehr wußte, was anfangen, erblickte sie endlich die Hütte eines Hirten, der für die Bewohner eines nicht mehr weit davon entfernten Dorfes das Vieh auf der Weide hütete, und hielt nun vor derselben still.

Auf ihr lautes Rufen kam die Frau des Hirten heraus, und half ihr die vermeinte Frau in die Hütte schaffen, wo sie eine Streu für sie in der Kammer bereitete, weil Fatime nicht in der kleinen und einzigen Stube bleiben wollte, und sie bot der Frau eine gute Belohnung, wenn sie hier verweilen könnten, weil sie einsah, daß es unter den eingetretenen Umständen völlig unmöglich war, ihre Flucht fortzusetzen.

Die Frau zeigte sich zu allen Dienstleistungen bereitwillig, und nachdem sie Ignatowski auf das für ihn schnell bereitete Lager von Stroh und Baumblätter gebracht hatten, verfiel er in einen Zustand von gänzlicher Betäubung, aus der er auch lange nicht sich erholte.

Fatime überzeugte sich mit tiefer Bekümmerniß, daß sie unmöglich ihre Flucht fortsetzen konnten, und mithin froh sein mußte, wenn die Frau des Hirten sie einige Tage beherbergte, weshalb sie diese darum bat und hinzusetzte, daß aber Niemand sie hier sehen dürfe, und daß sie ihr, wenn sie es verhindere, eine

reichliche Belohnung dafür verabreichen werde, worauf die Frau des Hirten erwiederte: „Ei, das geht ganz gut an, denn zu mir kommt kein Mensch. Nicht einmal mein Mann kehrt am Abende heim; ich bringe ihm das Essen aufs Feld. Nur im Winter ist er zu Hause, und wir flechten dann gemeinschaftlich Körbe, die wir später zum Verkaufe herumtragen. Aber — wo lassen wir denn Euer Pferd? Ein Stall ist nicht vorhanden, und im Freien kann es doch auch unmöglich bleiben. Man würde es hier wahrnehmen."

„Du hast Recht," sagte Fatime, „wir können daher unmöglich hier bleiben, obgleich ich es sehr gerne möchte. Ach, wenn Du nur Rath wüßtest, wie gerne würde ich Dich dafür belohnen, und gewiß reichlich; aber finden dürfte uns hier Niemand."

„Mir fällt etwas ein," sagte die Frau des Hirten; „kaum dreihundert Schritte von hier befindet sich eine Felsengrotte, und da hinein könnten wir das Pferd bringen, dagegen der Aufenthalt dort für Menschen nicht gut anginge, weil es da nicht nur sehr feucht ist, sondern auch verschiedenartiges Ungeziefer herumkriecht."

„Aber, sind wir hier auch sicher, wenn man uns hier nachsetzte?" fragte Fatime.

„Ach, ich verstehe schon, wie die Sache zusammenhängt," erwiederte die Alte; „Ihr seid kein jun-

ges Bürschchen, sondern ein Frauenzimmer, wie ich gleich gemerkt habe, und die Kranke — nun, nicht wahr, das ist ein Liebster. Ihr Beide aber seid heimlich den Eltern davon gelaufen, und befürchtet nun, daß diese Euch nachsetzen werden. Indessen seid darum ohne Sorgen; sie besinnen sich, und vergeben Euch den leichtsinnigen Streich, wie es in der Regel kommt, wenn Eltern mit ihren Kindern grollen. Gesetzt aber, es käme nicht so, dann seid Ihr in der Kammer vor jeder Nachstellung geborgen; denn im schlimmsten Falle rücke ich den alten Schrank vor deren Thüre, den wir jetzt schon in diese Richtung bringen können, wenn wir so viel Platz lassen, daß Ihr zu Eurem Liebsten Euch begeben könnt. Die Thüre aber, welche aus dem Hause ins Freie führt, werde ich verriegeln, damit man erst anklopfen muß, wenn man hinein will."

„Wo werden wir aber Lebensmittel zu unserer Beköstigung hernehmen?" fragte Fatime, schon um etwas beruhigter.

„Wenn Ihr keine besonderen Ansprüche macht," erwiederte die Frau des Hirten, „so kann ich die billigen schon befriedigen; denn Milch liefert meine Ziege; Eier legen meine Hühner, und Brot — freilich nur ganz grobes — habe ich auch."

„Ach, ich wollte gerne mit Allem zufrieden

sein,“ antwortete Fatime, „aber der Kranke — für ihn ist das doch keine Kost.“

„Eine bessere vermag ich Euch freilich nicht zu geben,“ antwortete die Frau des Hirten; „denn im nächsten Dorfe sogar bekommt man nur einmal in jeder Woche frisches Fleisch, und wollte ich wirklich mich hinbegeben, um welches zu kaufen, so ist das Eurer Sicherheit wegen nicht rathsam. Es möchte gewiß auffallen, indem man es nicht gewohnt ist, mich dergleichen Ausgaben machen zu sehen, weil ich dazu zu arm bin. Laßt also wenigstens noch einen Tag vergehen, bevor ich ins Dorf mich verfüge; dann wissen wir auch, ob man Euch nachsetzt. Oder, habe ich nicht Recht? Wäre es gut, wenn sie meine Hütte verschlossen fänden, sobald sie kämen, um Euch aufzusuchen?“

„Ich theile Deine Meinung vollkommen,“ erwiederte Fatime, „gieb also nur gut Acht, damit sie uns nicht überraschen.“

„O, verlaßt Euch auf mich,“ sagte die gutmüthige Alte; aber -- was mir eben einfällt. Ich habe noch etwas Branntwein vorräthig, damit benetzt Eurem Liebsten die Schläfe; denn seht nur, er ist todtenblaß, und beinahe ohnmächtig. Von unserem ganzen Gespräche scheint er kein Wort verstanden zu haben.“

„Doch,“ sagte Fatime, näher zu Ignatowski hin-

tretend, der jedoch, nur eine Bewegung mit dem Kopfe machend, nicht sprechen konnte, und auch bald darauf entschlummerte, während die Alte das Pferd in Sicherheit brachte, worauf sie in die Hütte zurückkehrte, schnell den Schrank vor die Kammerthüre rückte, und dabei Fatimen zurief: „Verhaltet Euch ja still, denn sie kommen schon; es sind Tartaren."

Gleich darauf traten einige von denen, welche früher den Gefangenen bewacht hatten, in die Hütte. Sie erkundigten sich nach den Flüchtlingen, und beschrieben sie genau. Aber die Alte benahm sich dabei mit solcher Klugheit, daß die Tartaren unter sich davon sprachen, es müßten der Gefangene und Fatime einen andern Weg eingeschlagen haben, und daß auch sie diese Richtung nehmen wollten. Darauf begleitete sie die Frau des Hirten bis vor die Hausthüre, sprach noch freundlich mit ihnen, und rieth an, im Dorfe unten Nachfrage zu halten wegen der Flüchtigen, die sie verfolgten. Das nahmen sie sich auch vor, und ritten weiter.

Als die Alte wieder zu Fatimen kam, dankte ihr diese dafür, daß sie ihre Sache so gut gemacht hatte, und bereitete darauf dem Kranken, der nun erwacht war, eine Mehlsuppe. Auch trank er ein wenig von dem Branntwein, worauf er sich etwas gestärkt fühlte. Aber am folgenden Tage befand er sich so krank, daß Fatime, wie auch die Frau des

Hirten meinte, er werde sterben, und in diesem Zustande blieb er länger, als acht Tage.

In dieser Zeit verließ ihn Fatime beinahe keinen Augenblick; sogar die Nächte über saß sie neben seinem Lager, und pflegte ihn mit unermüdlicher Sorgfalt. Keine Unbequemlichkeit scheute sie, und überwand beinahe immer den Schlaf. Aber, so oft Ignatowski bei Bewußtsein war, erkannte er auch ihre Fürsorge mit dankbarer Rührung an, und es traten ihm zuweilen sogar Thränen in die Augen, wenn er die Betrachtung dabei anstellte, daß er so viele Liebe gar nicht verdiene, weil er doch immer mit dem Vorsatze umgehen mußte, Fatimen zu verlassen, und jetzt schon sie in allen Stücken täuschte.

Das wollte er allerdings; aber es lag in der Natur der Sache, daß er sie täglich lieber gewann, und darum seltener an seine Gemahlin dachte, als früher, oder, wenn es geschah, meinte, wie es doch werden würde, wenn sein Pflichtgefühl ihm verbiete, Fatimen jemals wieder zu sehen. Und — war es wohl etwas so Ungewöhnliches, daß er endlich, als Wochen während ihres Beisammenseins vergingen, Fatimen anfing zu lieben, freilich in anderer Art, wie sein Herz an Vannienka hing, aber doch recht warm, und daß er mit Schmerz an den Augenblick ihrer unwiderruflichen Trennung dachte?

Fatime fühlte sich in dieser Abgeschiedenheit von

der Welt so überaus glücklich, obgleich sie jede Annehmlichkeit des Lebens entbehrte, und jeder Bequemlichkeit desselben entsagen mußte, daß sie mehr befürchtete, es möchte ihr Begleiter endlich daran denken, weiter zu reisen, als darnach sich sehnte; denn sie empfand zuweilen eine geheime Ahnung, daß es mit ihrem Glücke zu Ende gehen würde, sobald sie erst diese Hütte verlassen hätten. Was jedoch Fatime nur ahnete, davon war Ignatowski fest überzeugt, wenn er an die Zukunft dachte; denn es war nur zu gewiß, daß sie sich trennen mußten, sobald sie sich der Landstraße näherten, die nach Krakau führte, weil sie dann leicht Jemandem begegnen konnten, der ihn persönlich kannte, und Fatime ihren Irrthum benahm, indem sie ihren Begleiter — dessen Familiennamen sie nie erfragt hatte, den sie mithin auch jetzt noch nicht wußte — noch unvermählt glaubte. Also auch er drang nicht auf die Fortsetzung ihrer Reise, obgleich er sich allmählich schon kräftig genug dazu fühlte; es verging darum eine Woche nach der andern, und endlich ein Monat nach dem andern, bis Ignatowski ernstlich daran dachte, die Hütte des Hirten Jorski zu verlassen.

---

Was den Reichsrath Ignatowski in der letzten Zeit immer noch unentschlossen machte, sich mit Fa-

timen aus der Hütte des Hirten Jorski zu entfernen, war hauptsächlich der Umstand, daß er nicht mit sich einig werden konnte, auf welche Weise er sich von ihr trennen sollte, um sie zu schonen, weil er die große Reizbarkeit ihres Charakters kannte; obgleich diesen überhaupt bei weitem noch nicht vollkommen, weil sie noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, alle die Schattenseiten desselben ihm zu zeigen, deren Vorhandensein er also zwar nur ahnete, aber dennoch schon fürchtete. Indessen blieb ihm doch endlich keine Wahl mehr übrig, und deshalb beharrte er zuletzt bei einem Entschlusse, den er vorher täglich geändert hatte. Der jedoch war, daß er fortfahren wolle, künftig für sie zu sorgen, damit sie nie in Noth gerathen könne, da er keine Ahnung davon empfand, wie sehr reich sie durch den Schatz geworden war, den ihr Iwan anvertraut, und den sie mitgenommen, als sie sich zu Islan Giercio begab, wie auch durch dessen Geschenke und durch die Summe, die sie für ihn aufzubewahren bekommen hatte. Nur wußte Ignatowski immer nicht, wie er es anfangen sollte, daß sie nicht muthmaße, mit welchem Vorsatze er umging, da er nicht darauf rechnen konnte, daß sie sich freiwillig von ihm trennen würde.

Eines Tages jedoch erklärte er ihr, daß sie nun aufbrechen müßten, nachdem er sich vorher schon durch die Frau des Hirten Jorski in einer nicht

allzuweit von ihrer Wohnung befindlichen Stadt einen männlichen Anzug hatte kaufen lassen, der wenigstens einigermaßen für seinen Stand sich schickte. Auch suchte er auf diese Weise zu erfahren, ob sich die Kosacken und Tartaren noch in der Nähe befänden, und erfuhr, daß durchaus keine Gefahr mehr für seine Sicherheit zu befürchten war, worauf er also unten im Dorfe sich noch ein Pferd zu kaufen vermochte, und zwar von seinem eigenen Gelde, das man ihm gelassen, als man ihn zum Gefangenen gemacht hatte. Auch beschenkte er Frau Jorski reichlich, bevor er von ihr Abschied nahm, und dankte ihr innigst für jeden ihnen geleisteten Beistand, und darauf trat er mit Fatimen den Weg an, der nach Krakau führte, welchen Umstand er jedoch vor ihr sorgfältig verheimlichte.

Schon am Abende des ersten Tages langten sie in einem Dorfe an, in welchem ein ehemaliger Lehrer von Ignatowski Pfarrer war, und diesem wollte sich der Reichsrath entdecken. Zu dem Zwecke begab er sich also zu ihm, indessen er Fatimen am Eingange des Dorfes in einer Schenke zurückließ.

Der Pfarrer Radiatowski hatte erfahren, daß man in Krakau den Reichsrath für geblieben hielt, und freute sich darum desto mehr, ihn wieder zu sehen; allein er erstaunte in eben dem Grade, als dieser ihm die Begebenheiten der letzten drei Mo-

nate mittheilte, und ihm aufrichtig gestand, wie schwer es ihm falle, sich von Fatimen zu trennen, die es nicht um ihn verdient habe, daß er sie jetzt verlasse, was ihm jedoch seine Pflicht gebiete, worauf er den alten Herrn beschwor, sie bei sich zu behalten, im Christenthume ihr Unterricht zu ertheilen, und überhaupt in allen Stücken für sie zu sorgen, jedoch es vor Allem zu verhindern, daß sie erfahre, wo er sich befinde, was ihm der Biedermann auch versprach, der nun von Ignatowski erfuhr, daß er die Absicht habe, schon am folgenden Tage nach Krakau aufzubrechen, weil er befürchten müsse, daß seine trübe Stimmung Fatimen auffallen möchte, wenn er länger in ihrer Nähe sich aufhalte.

Der Pfarrer theilte ganz seine Ansicht, und Ignatowski beeilte sich nun, Fatimen abzuholen, um wenigstens diese kurze Zeit noch ihres Umganges zu genießen; aber er traf mit seinem ehemaligen Lehrer die Verabredung, daß sie nicht erfahren dürfe, daß er ihn eben gesprochen habe, und daß auch die Leute im Hause nicht hören sollten, wer er sei.

Als Fatime mit ihm zu dem Pfarrer Radiatowski ging, sagte ihr der Reichsrath, daß dieser ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen sei, und verweilte später noch eine ganze Weile mit ihr allein im Garten des Pfarrers, den man zu einem

Kranken geholt hatte, der aber, als er heimgekehrt war, Beide mit vieler Herzlichkeit bewillkommnete.

Bald darauf gingen sie zu Tische, und Ignatowski begleitete endlich noch Fatimen bis auf den halben Weg nach ihrem Schlafzimmer, als sie bald nach dem Essen, Müdigkeit vorschützend, sich dahin begeben wollte. Hier jedoch, in einem unbewohnten Zimmer, welches sie zurücklegen mußten, nahm er so wehmüthig von ihr Abschied, daß es ihr auffiel, weshalb er sich zum Scherzen zwingen, und ihr noch bis zur Thüre ihres Gemaches folgen mußte, wo er sich dann von ihr trennte und ihr sagte, daß sie ihn nicht erwarten, sondern sich ruhig schlafen legen möge, weil er es dem Pfarrer versprochen habe, daß er noch bei ihm aufbleiben wolle, um recht viel ihm zu erzählen, und mit ihm überhaupt von der Vergangenheit zu plaudern, was sie natürlich fand, und ohne Mißtrauen Ignatowski mit einer zärtlichen Umarmung entließ.

---

Bevor Ignatowski wieder zu dem Pfarrer zurückkehrte, mußte er sich zu sammeln suchen, und ging so lange in dem Gange auf und nieder, der zu dessen Stube führte, um den Schmerz der Trennung von Fatimen niederzukämpfen, bis sein väterlicher Freund endlich kam, um ihn zu beruhigen,

und ihn zu diesem Zwecke mit sich in das Wohngemach nahm, woselbst sie noch bis spät in die Nacht hinein im Gespräche verweilten.

Darauf begleitete der Pfarrer den Reichsrath nach seinem Schlafgemache, weil er jedes weitere Zusammentreffen desselben mit Fatimen auf diese Weise zu verhindern meinte. Allein sie fanden sie beinahe ganz dicht an der Thüre seines Schlafzimmers an einem Tische sitzen, auf dem ein tief herabgebranntes Licht stand, während sie selbst eingeschlafen war.

Wie schön, wie unbeschreiblich schön sah Fatime nun aus, indem sie sich im Schlafe mit dem Geliebten beschäftigte, den sie mit einer glühend-heißen Leidenschaft liebte, wie nur solche Kinder der Natur es können, die an keine gesellige Bildung gekettet sind, und an keine Formen der bestehenden Sitte, die ihr Benehmen nicht in solche zwängen, sondern ihr Empfinden ganz in dem Grade bemerkbar machen, wie sie wirklich empfinden.

Sogar der alte Pfarrer konnte Fatimen jetzt nicht ohne eine Anwandlung von Gemüthsbewegung betrachten, indem er in Ueberlegung zog, in welchem Grade sie Schmerz empfinden würde, wenn sie erfuhr, daß sie getäuscht worden.

In ihrem Anschauen versunken, stand Ignatowski so lange regungslos sie betrachtend neben

ihr, bis sie erst halb verständlich im Traume mit ihm sprach, und dabei eine Bewegung machte, die vermuthen ließ, daß sie erwachen würde, weshalb nun der Pfarrer ihn mit sanfter Gewalt mit sich fort in sein Schlafgemach zog, an dessen Thüre jedoch Ignatowski noch einmal zu der Schlafenden zurückkehrte, einen Kuß auf ihre Lippen drückte, und dann in sein Gemach flüchtete, das der Pfarrer hinter ihm verschloß, und darauf sich wieder hinab begab in sein Zimmer.

Gleich darauf erwachte Fatime und sah sich verwundert um, denn sie mußte, nach dem tief herabgebrannten Lichte zu urtheilen, lange geschlafen haben, und konnte nicht begreifen, daß ihr Geliebter sie nicht aufgeweckt, als er in sein Schlafgemach sich verfügt hatte.

Vorhin fand sie das nicht verschlossen, wie es jedoch jetzt der Fall war, als sie den Versuch machte, es zu öffnen. Dominik — unter diesem Namen kannte sie ihren Begleiter nur — mußte also schon sich darin befinden, schon schlafen, wie die Stille verrieth, welche hier herrschte, und sie fühlte sich dieses Umstandes wegen sehr gekränkt, ohne eine Ahnung davon zu empfinden, daß er eben seine Nachgiebigkeit verwünschte, welche daran schuld war, daß er dem Pfarrer Radiatowski zugestanden hatte, daß dieser den Schlüssel zu seiner Stube mit sich neh=

men durfte, was er doch nun Fatimen nicht einge= stehen konnte, wenn er ihr nicht zugleich die Ursache davon verrathen wollte, vielmehr es geschehen lassen mußte, daß sie sich, sehr böse auf ihn, in ihr Gemach verfügte, woselbst sie erst gegen Morgen ent= schlummerte.

Der Pfarrer hatte absichtlich ein solches ge= wählt, das von dem seines ehemaligen Zöglinges weit entfernt war. Fatime konnte daher auch nicht bemerken, daß Jener den Reichsrath am frühen Morgen abholte, und mit ihm hinabging in sein Wohnzimmer, wo er diesen zu frühstücken nöthigte, und ihn dann noch eine Strecke Weges, zum Dorfe hinaus, begleitete, worauf er zurückkehrte und nun darüber nachdachte, auf welche Weise es räthlich sei, sie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen.

Fatimens Groll auf ihren Begleiter war noch nicht vorüber, als sie ziemlich spät erwachte; viel= mehr erinnerte sie sich gleich daran, daß er an ihr vorübergegangen war, ohne sie aufzuwecken, und nach ihrer Meinung hatte er unverzeihlich sich an ihr vergangen. Sie beschloß daher, sich hinunter zum Frühstücke zu begeben, wie sie dem Pfarrer am Abende vorher versprochen hatte, aber vorher den Geliebten nicht aufzusuchen.

Der Pfarrer begrüßte sie freundlich, und ließ sich mit ihr ein Gespräch ein, da er der russischen

Sprache mächtig war, wobei er jeden Augenblick erwartete, daß sie nach dem Abwesenden fragen würde, und als das lange nicht geschah, sagte er endlich zu ihr: „Ich habe Dir auch einen Gruß auszurichten, meine liebe Tochter.“

Fatime wußte nicht, daß der Pfarrer Radiatowski ihr Geschlecht kannte, und erschrak über diese Anrede; allein es setzte sie nicht leicht irgend ein Umstand länger in Verlegenheit, als einige Augenblicke. Sie sammelte sich also auch jetzt schnell, worauf sie erwiederte: „Einen Gruß? Ich wüßte in der That nicht, daß ich in dieser Gegend einen Bekannten hätte, der mir einen Gruß könnte zukommen lassen.“

„Wenigstens nicht weit von hier hast Du sogar einen Freund,“ sagte der Pfarrer, welcher sich vorgenommen hatte, ihr mit einem Male mitzutheilen, was er ihr doch nicht lange vorenthalten konnte, weshalb er hinzufügte: „ich meine Deinen Reisegefährten Dominik.“

Fatime sah den Pfarrer fragend an; der aber fuhr fort: „Seine Lebensverhältnisse erfordern es nämlich, daß er auf einige Zeit — oder vielleicht auch auf immer — sich von Dir trennte, wenn er anders wieder in die ehemaligen zurücktreten wollte.“

Bei diesen Worten saß Fatime regungslos da; Entsetzen über deren Inhalt fesselte ihre Zunge, und

es fehlte ihr beinahe der Athem. Sie sah todtenblaß aus, und darum begriff der Pfarrer, daß er eine große Uebereilung begangen hatte, ihr mit einem Male die Entwicklung ihres Schicksales zu offenbaren. Er setzte daher schnell hinzu: „Dein Freund mußte dem Gebote einer ihm gewiß bittern Nothwendigkeit folgen, und es geschah nach einem langen und schweren Kampfe. Er trug mir darum auch auf, Dir das zu sagen, weil es ihm unmöglich gewesen wäre. Ferner, daß es Dir bei mir im Hause gut gehen soll; denn ich werde Dich im Christenthume unterrichten, damit Du einen richtigen Begriff von Gott bekommst, wie von seinem göttlichen Sohne, unserem Herrn und Heilande."

Der Pfarrer schwieg nun, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten; aber Fatime saß immer noch völlig regungslos da, und alle Röthe war von ihren Wangen verschwunden. Endlich aber schöpfte sie tief Athem und sagte, jedoch sich dabei öfter selbst unterbrechend, und so einhaltend, als wenn sie hoffte, daß der Pfarrer ihr in die Rede fallen würde: „Wie meinst Du, alter Mann? Ich habe — Dich wohl nicht recht ver — standen? Was — was sagtest Du von Lebensverhältnissen? Und — was von — meinem Freunde?"

Nach einer kurzen Pause, in welcher Zeit ihn Fatime anstarrte und auf seine Antwort wartete,

versetzte der Pfarrer: „Ich theilte Dir mit, meine Tochter, daß er zurück nach seiner Heimath eilen mußte, die noch sehr weit von hier entfernt ist; denn er besitzt dort eine Gemahlin und Kinder, die sämmtlich mit Sehnsucht nach seiner Wiederumarmung ihn erwarten. Du aber sollst bei mir bleiben und —“

Fatime schrie nun laut auf und sank zurück in den Sessel; ihr Angesicht bekam dabei die Farbe und den Ausdruck einer Leiche. Nur ihr Auge gab den Beweis, daß noch Leben in ihr war, und daß in ihrem Innern ein furchtbarer Sturm wüthete, daß ein wahres Feuermeer sie zu vernichten drohte; denn es rollte fürchterlich anzusehen in seinen Höhlen, während sie im ganzen Gemache damit herumirrte, so, als wenn sie einen Gegenstand aufsuche. Dem Pfarrer ward daher ganz unbeschreiblich ängstlich zu Muthe, und er wollte deshalb nach seinen Leuten rufen, die sie zu Bette bringen, ihr Thee bereiten, oder sonst etwas zur Erleichterung ihres Zustandes unternehmen sollten. Aber, als er sich schon an der Thüre befand, besann er sich, daß sie nicht im Stande sein möchte, in Gegenwart des Gesindes ihre Worte zu behüten, wenn sie wirklich es wollte, woran er jedoch noch zweifelte; vielmehr meinte er, daß ein ganzer Strom davon ihrem so schwer gedrückten Herzen Luft machen würde, sobald ihr nur erst wieder die Kraft dazu gekommen wäre, und

wollte diesen Sturm vorübergehen lassen, ohne Zeugen zu diesem Auftritte zu rufen, in der Hoffnung, daß sie darauf sich wieder fassen möchte, und daß dann ihr Zustand erträglicher würde. Er kehrte also deshalb zu ihr zurück, und sie richtete sich auch nun auf; aber später konnte der Pfarrer nicht mit Gewißheit angeben, worüber er sich nun bei ihrem Anblicke so entsetzte, daß ihm alle Glieder zitterten: ob ihr Aussehen ihn so heftig erschreckte, oder der Ausdruck, womit sie darauf sprach, oder das, was sie sagte. Nur so viel wußte er, daß er um keinen Preis der Welt sich noch einmal in dieselbe Situation versetzt gesehen hätte, obgleich der Reichsrath Ignatowski ihn einigermaßen darauf vorbereitet und ihm gesagt hatte, daß solche Kinder einer rohen Natur etwas Eigenthümliches und jeden besser Gebildeten Erschreckendes zeigten, sobald sie durch irgend einen Umstand zum Zorne gereizt würden, und daß er darum ganz darauf gefaßt wäre, daß Fatime ihn künftig in eben dem Grade haßte, wie sie gegenwärtig, als er noch bei ihr war, ihn leidenschaftlich liebte, weil sie kein gewöhnliches Weib sei.

Einigermaßen hatte er sie wohl durch diese Schilderung richtig beurtheilt, indem er glaubte, daß sie bei der Entdeckung, durch ihn getäuscht zu sein, am deutlichsten die Kraft ihrer Feuerseele zeigen werde, und zugleich die Rohheit ihrer Natur. Nur

kannte er die Fehler nicht, welche eben durch diese Rohheit in ihrem Herzen waren ausgebildet worden, darin feste Wurzeln geschlagen hatten, und sich nur so lange nicht bemerkbar machten, als keine Veranlassung dazu sie aus ihrem Schlummer erweckte. Nur wußte er nicht, daß Fatime in demselben Augenblicke, wo sie aufhörte, ein Engel an Liebenswürdigkeit in ihrem Wesen zu sein, gleichsam aus Grundsatz — der mit ihrem Willen Eines geworden war, sich als böser Dämon zeigte, der sich bemühte und nur daran dachte, alle Diejenigen zu vernichten, die es gewagt hatten, ihre Rechte zu beeinträchtigen, und existirten diese auch nur in ihrem Wahne. Er wußte nicht, daß Fatime dann schreckenerregend grausam auch gegen Diejenigen handeln konnte, die sie erst glühendheiß geliebt hatte, und gegen die sie, im Besitze ihrer Gegenliebe, jeder guten Handlung fähig war. Er wußte nicht, daß sie in solchem Falle diesem Gegenstande ihres Hasses die Qualen der Hölle am liebsten zugefügt hätte, und wenn sie selbst auch dabei untergegangen wäre. Er konnte es nicht wissen, weil sie niemals eine Gelegenheit fand, diese Schattenseiten ihres Charakters zu zeigen, und weil sie sich wohl gehütet, ihm jeden einzelnen Fall in ihrem Leben damals mitzutheilen, nach dem er sie hätte richtiger beurtheilen können, als er nun that, indem er sie zwar für etwas leidenschaftlich hielt, für leicht erregbar, aber

doch gutmüthig, edelmüthig, theilnehmend bei Andrer Leiden; denn so hatte sie sich ihm ja während seiner Krankheit gezeigt. Ihr heftiges und aufgeregtes Wesen aber schob er noch außerdem ihrer ungewöhnlichen Lage zu, in welche sie besonders — nach seiner Meinung — das Verhältniß mit ihm gesetzt hatte, und hielt sich darum überzeugt, daß sie, erst getrennt von ihm, zu mehr Weiblichkeit gelangen würde, zu mehr Weichheit des Gemüthes, daß sich ihre etwas ungewöhnliche Lebhaftigkeit endlich verlieren müßte, und — kurz, er beurtheilte sie in allen Stücken unrichtig, indem ihre Schönheit ihn dazu verleitete, und gegen ihre Fehler blind machte.

Nur in anderer Art, aber eben so unrichtig beurtheilte sie auch der Pfarrer Radiatowski, der sie für ein leichtsinniges Wesen hielt, wie es der unter dem Kriegsvolke lebenden Dirnen eine Menge gab, und glaubte, daß sie absichtlich die Sinne seines ehemaligen Zöglinges erregt, sich ihm aufgedrungen habe, und bei der Befriedigung ihrer unmoralischen Wünsche sich ganz in derselben Weise glücklich gefühlt, wie es Ignatowski gewesen. Aus diesem Grunde glaubte also der alte Mann, dem Anderes in seiner früheren Lebenspraxis nicht vorgekommen, und der unter Allen, die sein ehemaliger Zögling, zur Ausführung seines ihm gegebenen Auftrages, hätte ausersehen können, dazu am unpassendsten gewählt war, weil er

durchaus keine Kenntnisse des weiblichen Herzens besaß, daß Fatime eben so schnell, wie sie Gefallen an dem Reichsrathe Ignatowski gefunden, ihn auch wieder vergessen, und sich in die Arme eines Andern werfen würde, sobald sich nur die Gelegenheit dazu darbiete. Allein Fatime machte von Vielen ihres Geschlechtes, die mit ihr auf einer gleichen Stufe der moralischen Bildung standen, eine Ausnahme von der Regel; ihr Empfinden und Denken glich dem einer Wilden, sobald sie sich gekränkt oder beleidigt glaubte, und in diesem Verhältnisse wählte sie auch die Mittel, um sich dafür zu rächen.

Hätte sie vielleicht unter guten und gebildeten Menschen ihre Erziehung genossen, so wäre es möglich gewesen, daß sich eben solche Eigenschaften bei ihr entwickelt hätten. Wäre durch die Hand des Schicksals dann der Mann ihrer Liebe ihr zum Gatten gegeben worden, so würde sie sich selbst glücklich gefühlt, und Andere, aller Wahrscheinlichkeit nach, glücklich gemacht haben; so wären vielleicht glänzende Eigenschaften ihres Geistes und Charakters bemerkbar geworden, und manche andere gute Eigenschaft ihres Geschlechtes; so würde man sie darum geschätzt, und ihrer Liebenswürdigkeit wegen, die sie im hohem Grade besaß, den Zauber immer empfunden haben, den sie jetzt nur dann auf ihre Umgebung ausübte, wenn sie es wollte; so würde sie

nicht nur, wie jetzt, darnach gestrebt haben, Andere zu beherrschen. Aber eben darum, weil der Pfarrer Radiatowski sie so ganz unrichtig beurtheilte, erschrak er vor ihrem Beginnen, als nun zum Ausbruch kam, was bis dahin sich in ihrem Innern gestaltet hatte, indem sie — nicht etwa so laut, daß es sein Gehör verletzen konnte, sondern gleichsam vor sich hin murmelnd, aber dazwischen wahrhaft dämonisch lachend, und wie mit sich selbst sprechend sagte: „Also verlassen hat er mich? O, das ist ja herrlich, prächtig! Mich von sich hat er gestoßen — so wie man einen räudigen Hund durch einen Fußtritt von sich entfernt — und er denkt, ich werde mir es gutmüthig gefallen lassen; ich werde, wie ein gehorsames Kind, die Hand noch dankbar küssen, welche mir den Tod giebt —? Er kann glauben, daß ich etwa weinen — seufzen, mich grämen — hinsiechen und endlich meinen werde, es sei doch besser, wenn ich ihn vergessen möchte, wie es Andere machen, und wie diese Fälle sich wiederholen werden, so lange die Welt noch steht? So wenig kannte mich der Thor!"

Sie lachte bei diesen Worten krampfhaft auf, und es war gräßlich anzuhören, als sie dazwischen fortfuhr: „Ach, es ist ein Wahnsinniger, oder er handelt wenigstens als ein solcher, und lieblos gegen sich selbst, indem er meinen Haß auf sein Haupt

ladet — meinen Fluch! Der Undankbare — den ich auf meinen Schultern geschleppt habe, als er das Haus nicht mehr erreichen konnte, in dem wir ein Pferd zu kaufen zu finden hofften, zur Fortsetzung unserer Flucht; den ich in meinen Armen gehalten habe, während wir weiter ritten, weil er nicht aufrecht sitzen konnte; dem ich durch meine Wartung und Pflege das Leben gerettet, als er bis zum Tode ermattet da lag und unfähig war, sich selbst zu helfen. Wie hat er mich dafür belohnt! Aber er wird der gerechten Strafe nicht entgehen; denn mein Haß soll ihn glühendheiß verfolgen. Ich will ihm Qualen bereiten, die denen der Hölle gleich kommen! Er besitzt Weib und Kind? O, das ist herrlich! Also nicht allein ihn soll meine Rache verfolgen, sondern auch diese, und müßte ich bis zum Ende der Welt sie aufsuchen. Ja, Alle, die er liebt — und ich werde sie schön zu erspähen wissen — müssen durch mich in eben dem Grade elend werden, wie ich es bin! Vernehmt es, ihr Mächte des Himmels — vernehmt es, ihr Teufel der Hölle — denn ich beschwöre es, daß ich in seinem Herzen wühlen will wie mit glühenden Zangen, daß ich Jeden, der ihm angehört, verderben will —"

„Halte ein!" unterbrach sie endlich der Pfarrer, als er wieder sprechen konnte; aber sie beachtete es nicht, sondern fuhr mit demselben gedämpften Tone,

der so erschütternd auf ihn wirkte, fort: „Langsam will ich sein Herz zerreißen, und wenn er sich dann von den Qualen erschöpft fühlt, die ich ihm verursacht habe; wenn er es so recht deutlich empfindet, daß er nicht mehr länger im Stande ist, dagegen zu kämpfen — dann will ich vor ihn hintreten, und an seinem Anblicke mein durch Rache gesättigtes Herz erlaben; dann will ich ihm ins Ohr schreien: „Es ist Fatime, dieselbe Fatime, der Du Dein jetziges Empfinden verdankst, die Du verlassen — der Du Dein gegebenes Wort gebrochen hast, nachdem Du ihrer nicht mehr weiter bedurftest.''

Die letzten Worte stöhnte sie nur noch gleichsam hervor, darauf aber brach sie zusammen, und nun erst konnte der Pfarrer versuchen, sie zu beruhigen. Mit der Gutmüthigkeit eines sie liebenden Vaters stellte er ihr also vor, daß ihr Freund nicht habe bei ihr länger verweilen können, weil seine Pflichten als Gatte und Vater, die er schon früher übernommen, ehe er sie kennen gelernt, ihn dazu genöthigt hätten; ja, er gab ihr endlich sogar die Zusicherung, daß es ihm sehr schwer gefallen sei, sie zu verlassen; allein sie schien nichts von dem zu hören, was der alte Mann zu ihr sagte, sondern sah starr vor sich nieder. Nur zuweilen hob sie die Hand geballt gen Himmel empor, und murmelte dabei unverständlich einige Worte. Endlich jedoch rich-

tete sie sich auf, wobei sie so sehr wankte, daß sie sich an der Lehne ihres Sessels halten mußte, aber alle ihre Kräfte dabei anstrengte, damit sie im Stande war, sich zu entfernen.

Als Fatime das Gemach verlassen hatte, gerieth der Pfarrer in große Sorgen, daß sie den Reichsrath Ignatowski verfolgen, einholen, durch ihre Reize wieder seine Sinne umstricken und dahin wirken möchte, daß er in dem Entschlusse wankend würde, sie für immer zu verlassen, oder — ob sie ihm in der Art schaden könnte, wie sie es wollte. Er beabsichtigte daher, sogleich ihr nachzueilen, als er gewahr ward, daß sie sich nach dem Garten begeben hatte, wie er aus dem Fenster seines Wohngemaches genau sehen konnte. Er verfügte sich also hinauf in sein Schlafzimmer, von wo aus er den ganzen Garten übersehen konnte, und wollte sie hier beobachten.

Ueber eine Stunde ging sie da in einem Baumgange auf und nieder, zuweilen mit schnellen Schritten, dann aber auch wieder langsam, zögernd und öfter still stehend, wie in Gedanken versunken, und plötzlich entschloß sie sich, nach dem Hause zurückzukehren.

Als sie diesem wieder näher kam, erschrak der Pfarrer vor ihrem Aussehen; denn er hatte es nicht für möglich gehalten, daß eine plötzlich erregte Leidenschaft ein überaus schönes weibliches Wesen in solchem

Grade sollte verändern können, wie es nun bei Fatimen der Fall war, weshalb ein tiefes Mitleid für sie in seiner Brust erwachte, indem sie sich langsam und augenscheinlich ermattet in ihr Schlafgemach verfügte, und dabei an der Thür des seinigen vorüber kam. Aber er wollte sie eine Weile sich selbst überlassen, bevor er sie aufsuchte, und als es geschah, fand er die Thüre verschlossen; Fatime jedoch ging in ihrem Gemache auf und nieder.

Vergebens bat er sie um Einlaß, vergebens später am Tage, sie möchte nur irgend etwas genießen, wenn sie nicht hinab zu ihm zu Tische kommen wolle; sie gab auf alle seine Vorstellungen keine Antwort. Er gerieth daher ihretwegen noch mehr in Sorgen und wagte es nicht, am Abende um die gewohnte Zeit sich zu Bette zu begeben. Nur verweilte er in seinem Schlafzimmer, weil er hier dem ihrigen nahe war, mithin ihr weiteres Treiben beobachten konnte.

Es hatten sich schon seit mehreren Stunden die Vorboten eines Gewitters gemeldet, das nun mit großer Gewalt sich näherte und gegen Mitternacht so arg wurde, daß alle Bewohner des Hauses sich in der Wohnstube versammelten, wie der Pfarrer es gern in solchen Fällen sah und niemals versäumte, sich gleichfalls bei seinem Gesinde einzufinden. Doch nun unterließ er es, weil er es für nothwendig hielt, in Fatimens Nähe zu verweilen.

Die Schläge des Donners waren fürchterlich anzuhören; sie betäubten förmlich, und der Himmel schleuderte Feuerballen auf die Erde, so, als wollte er sie vernichten. Dabei regnete es stark, der Sturm heulte förmlich, und die Wolken, welche von allen Seiten sich herbeidrängten, stießen mit Krachen über dem Wohnorte des Pfarrers Radiakowski zusammen. Solch ein heftiges Gewitter war lange nicht gewesen, und der alte Mann richtete darum seine ganze Aufmerksamkeit auf dieses Ereigniß. Als jedoch die erzürnten Elemente sich durchaus nicht besänftigen wollten, kniete er vor seinem kleinen Hausaltare nieder, und betete mit Gott wohlgefälliger Andacht.

Endlich gewann es den Anschein, als ob die Wuth des Sturmes sich verminderte und der Donner anfing, zu verstummen. Allein, indem der Pfarrer sich eben erheben wollte, zischte ein Blitz vom Himmel, wie vorher kein anderer in dem Grade fürchterlich, und ihm folgte augenblicklich, mit einem starken Donnerschlag zusammen, ein zweiter. Der Pfarrer fuhr deshalb erschrocken zusammen, schlug ein Kreuz und sagte: „Gott sei uns Allen barmherzig.“ Darauf stand er auf und näherte sich dem Fenster, wobei er fortfuhr: „Das war ein harter Schlag — gewiß hat er irgendwo getroffen.“

Als er dem Fenster nahe kam, loderte im Garten hell eine Flamme auf. Eine alte Eiche brannte;

der Blitz hatte sie entzündet, und der Pfarrer sah Fatimen, die er während des heftigen Unwetters ganz vergessen hatte, dicht neben dem brennenden Baume in knieender Stellung. Sie hatte die Hände in gerader Richtung gegen den Himmel ausgestreckt, und schien zu sprechen; denn ihre Lippen rührten sich, und ihre Bewegungen waren bei der Helle, die das Feuer verbreitete, genau zu unterscheiden, so wie auch gleichfalls ihre Züge.

Fatime sah in dem Augenblicke, wo sie gewiß den Zorn des Himmels auf das Haupt eines Mannes herab beschwor, den sie für strafbar hielt, und von dem darum meinte, daß es recht sei, wenn die Vorsehung ihn dafür züchtige, so geisterhaft blaß, so Entsetzen erregend, und dennoch dabei so unendlich schön aus, wie wir uns nur ein Wesen aus höheren Räumen vorstellen können. Der alte Pfarrer staunte sie daher förmlich an, als sie sich auch schon wieder erhob, nach dem Hause zu eilte, und nach ihrem Schlafgemache sich verfügte, weshalb er sich vornahm, nun hinunter zu seinen Leuten zu gehen, um diese zu beruhigen. Aber, indem er sich eben der Thüre näherte, kam Fatime schon wieder aus ihrem Gemache und eilte mit beflügelten Schritten an seiner Stube vorüber, ohne darauf zu achten, daß er wiederholt ihr nachrief; er folgte ihr daher sogleich, indessen konnte er sie doch nicht mehr erreichen, weil

sie weit schneller war, als er, dessen Haar schon das Alter gebleicht hatte. Er fragte daher nur seine Leute nach ihr und erfuhr, daß sie, mit einem kleinen Päckchen beladen, durch die offen stehende Hausthüre fortgestürzt sei, obgleich man ihr angerathen habe, sich doch der Gewalt dieses fürchterlichen Wetters nicht auszusetzen.

Der Pfarrer erschrak heftig über diese Mittheilung, und befahl seinen Leuten sogleich, dem fremden Burschen nachzusetzen, welchen sein Herr ihm besonders anempfohlen habe. Allein sie kehrten später ohne ihn zurück, obgleich sie sich Mühe gegeben hatten, ihn aufzufinden, weshalb der alte Mann den Rest der Nacht in großer Besorgniß schlaflos zubrachte, und mit dem Anbruche des andern Tages abermals Leute ausschickte, welchen er befahl, ihn zu suchen.

Auch diese kehrten ohne sie wieder zurück, und deshalb sagte er, recht böse auf sie gestimmt, zu sich: „Hm, weshalb befinde ich mich doch in solcher Unruhe und Besorgniß um dieses Wesen, da ich doch eher froh sein könnte, daß ich sie losgeworden bin ohne mein Zuthun. Aber —" fügte er nach einer Pause hinzu, „dennoch habe ich Ursache, besorgt zu sein, weil ein böser Dämon sie leicht nach Krakau führen, und dort bei der Ausführung ihrer abscheulichen Pläne ihr Beistand leisten kann, sobald

sie den Reichsrath Ignatowski auffindet, was ihr jedenfalls gelingen wird. Indessen — ich will nicht das Schlimmste fürchten, vielleicht wendet es der Himmel gnädig von ihm ab."

Nach diesem Selbstgespräche überlegte er, ob es zweckmäßig sei, den Reichsrath von Fatimens Flucht in Kenntniß zu setzen, und er beschloß endlich, es vor der Hand zu unterlassen, damit er nicht etwa in Furcht gerathe, sie möchte ihn auffinden.

---

Die erste Zeit nach Fatimens Flucht dachte der Pfarrer Radiatowski, gegen seinen Willen, beständig an sie, aber später verlor sich diese Erinnerung nach und nach aus seinem Gedächtnisse, was ihm ungemein lieb war. Nur der Inhalt eines Briefes, den er aus Krakau von dem Reichsrathe Ignatowski erhielt, frischte die Begebenheiten ihrer Bekanntschaft und Entfernung aus seinem Hause wieder auf. Aber er dachte nicht lange an sie, nachdem er dieses Schreiben gelesen hatte, vielmehr überließ er sich ganz der Freude, welche dessen Inhalt ihm verursachte.

Ignatowski schilderte nämlich erst, wie er seine Lieben durch seine Ankunft überrascht, und ihr Herz dadurch mit Jubel erfüllt habe, worauf er fortfuhr:

„Ja, mein verehrter Freund, ich empfinde nun

deutlich, daß es doch ein Anderes mit der Liebe ist, welche mein Herz für die tugendhafteste aller Frauen, für meine Gemahlin, erfüllt, als mit der, die mir ein Wesen einzuflößen wußte, das allerdings, wie durch Zauberei, einen tiefen Eindruck auf mein Inneres zu bewirken verstanden hat, und gewiß darum seinen Zweck erreichte, weil ich Fatimen zur Dankbarkeit verpflichtet war, die ihre Fürsorge mir aufgelegt hatte, als ich tödtlich krank darnieder lag. Und — hatte ich ihr nicht meine Befreiung aus der schimpflichen Gefangenschaft der Tartaren zu verdanken? O, diese und des Guten noch weit mehr; ich möchte sagen, die Erhaltung meines Lebens. Darum, mein väterlicher Freund sorgt in jeder Beziehung für sie, aber zugleich auch dafür, daß sie niemals meinen Namen erfährt, damit sie nicht einmal auf den Gedanken fallen kann, mir nach Krakau zu folgen und mich aufzusuchen; denn stellt Euch vor, in welche höchst unangenehme Lage mich der Umstand versetzen würde, da Fatime sehr leidenschaftlich ist, mithin gewiß ärgerliche Auftritte in meinem Hause herbeiführen möchte."

„Soll ich aufrichtig gegen Euch sein, so muß ich Euch gestehen, daß sie im Stande wäre, meiner Gemahlin Kränkungen jeder Art zuzu-

fügen, statt daß es mein eifrigstes Bemühen sein soll, dahin zu wirken, daß Vannienka niemals erfährt, wie meine durch die Reize eines Naturkindes und durch die Umstände, welche mich dazu verurtheilten, so lange mit Fatimen ganz auf uns selbst beschränkt zu leben, aufgeregte Sinnlichkeit mich dahin hatte bringen können, daß ich einen so argen Frevel an meiner tugendhaften Gemahlin begehen konnte. O, mein Freund, ich vermag es Euch nicht zu schildern, wie mir zu Muthe ist, so oft ich an diese Verirrung denke, und dabei dem Blicke meiner Vannienka begegne, durch den sie nur Liebe und Vertrauen ausdrückt."

„Es wäre wohl gut, wenn Fatime, nach unserer Verabredung, besser im Christenthume unterrichtet würde. Wenn sie jedoch Euren Bemühungen widerstreben und es vorziehen sollte, zu dem Tartarenanführer Islan Gercio zurückzukehren, so gebt ihr Rath, wie sie das anfangen muß, und laßt sie ziehen."

„Fatime führt eine große Summe in Gold und viele Juwelen bei sich; sie kann daher nie in Noth gerathen. Allein wenn Ihr bemerken solltet, daß es ihr darum zu thun ist, noch mehr zu besitzen, so schreibt es mir, und ich werde ungesäumt eine namhafte Summe für sie Euch zusenden. Ja, es wäre mir sogar lieb, wenn ich

auf diese Weise mich zum Theil von der Schuld befreien könnte, die auf mir lastet, da ich es ganz nicht vermag, solche abzutragen. Die schwersten Opfer möchte ich ihr lieber bringen, wenn ich nur nicht zu befürchten brauchte, daß sie mich aufsuchte. Das also nur verhindert in jedem Falle, u. s. w."

„Leider ist es unmöglich, daß ich es hintertreibe, wenn sie den Weg nach Krakau eingeschlagen hat," sagte der Pfarrer Radiatowski mit einem Seufzer, indem er den Brief verbrannte, damit er nicht mehr in die Hand irgend eines andern Menschen fallen konnte, worauf er hinzusetzte: „Nun — vielleicht steht sie jetzt im Begriffe, zu ihrem früheren Geliebten zurückzukehren, und käme sie wirklich nach Krakau, so werden meinem Freunde wohl Mittel zu Gebote stehen, um sie unschädlich zu machen. Am besten ist es dann, wenn wir sie in ein Kloster bringen."

Nach diesem kurzen Selbstgespräche beschloß der Pfarrer, vorläufig den eben erhaltenen Brief nicht zu beantworten, weil er sonst den Reichsrath Ignatowski entweder durch das Geständniß der Wahrheit hätte erschrecken, oder diese gegen ihn verläugnen müssen. Ueberdies konnte seine Saumseligkeit im Antwortschreiben nicht auffallen, da er sich früher schon öfter dieses Fehlers gegen seinen ehema-

ligen Eleven schuldig gemacht, der eben so wenig gerne Briefe schrieb, mithin Grund hatte, seinem väterlichen Freunde diese Nachlässigkeit zu vergeben.

Indessen gab sich dieser unendlich viele Mühe, um zu erfahren, ob man etwa in der Nähe seines Wohnortes am Tage nach ihrer Flucht aus seinem Hause irgendwo Fatimen gesehen habe; allein er erhielt darauf keine befriedigende Antwort. Sie blieb vielmehr für ihn spurlos verschwunden.

Ohne eine bestimmte Richtung des Weges zu wissen, den sie bei ihrer Flucht einschlagen wollte, und ohne dazu einen Plan entworfen zu haben, eilte Fatime in der Nacht, wo sie die Wohnung des Pfarrers Radiatowski verließ, während das schreckliche Gewitter noch immer anhielt, auf der Landstraße vorwärts, unfähig, zusammenhängend zu denken. Ihr Geist litt dabei in eben dem Grade, wie sie sonst leidend wurde, und zunehmend, weil der heftige Regen sie vollständig durchnäßte, was sie jedoch nicht beachtete, und in der ersten Zeit auch eben so wenig empfand, daß sie stark fieberte, als eine Folge der Aufregung ihres Innern, worin sie sich den ganzen vergangenen Tag befunden hatte, und die noch fortdauernd anhielt. Sie überließ sich vielmehr ganz der Hand des Zufalls, indem sie den

eingeschlagenen Weg fortsetzte, und der zeigte sich ihr als ein gefälliger Diener; denn er führte sie auf die Landstraße, welche nach Krakau zu sich hinschlängelte. Auf dieser eilte sie fort, und so lange, bis sie ihre Kräfte so erschöpft fühlte, daß sie nicht mehr weiter konnte und zusammenbrach.

Erst auf der vom Regen aufgeweichten Erde liegend, gelangte sie wieder zu einiger Besinnung, und meinte nun zu sterben, hier auf der offenen Landstraße, unter Gottes freiem Himmel, ohne den Beistand irgend eines Menschen.

Der Gedanke war der erste klare, den sie zu fassen vermochte, und ihr schrecklich. Einmal darum, daß sie so sterben sollte, und dann — weil, trotz den obwaltenden Umständen, das Leben noch Werth für sie hatte; aber nur darum, weil sie es von nun an nur der Ausführung ihrer Rachepläne widmen wollte. Aus diesem Grunde also wünschte sie sich Errettung aus ihrer fürchterlichen Lage, die auch noch in anderer Bedeutung gefahrvoll für sie werden konnte; denn wie leicht war es möglich, daß loses Gesindel des Weges kam, den sie unbewußt eingeschlagen hatte, daß man sie ihres Eigenthums, und damit der Mittel beraubte, die ihr dazu dienen sollten, jedes Vorhaben auszuführen, was noch weit schlimmer für sie hätte ausfallen können, als wenn man ihr den Tod gegeben haben würde. Sie sah

sich daher ängstlich nach allen Seiten um, ob denn nicht irgendwo eine menschliche Wohnung zu erblikken sei, und als sie sich vom Gegentheile überzeugen mußte, sank sie abermals kraftlos zusammen.

Es hatte ganz den Anschein, als ob sie hier ihr Leben enden sollte; denn sie fieberte furchtbar, und es bemächtigte sich ihrer eine Ohnmacht; aber die Hand des Allmächtigen beschützte sie, und führte den Besitzer einer Meierei des Weges, auf dem er weiter, und zwar zur Kirche nach dem nächsten Dorfe fahren wollte, und halten ließ, als er den todtblassen Knaben — für einen solchen hielt er Fatimen, ihres männlichen Anzuges wegen — hier auf der offenen Landstraße liegen sah.

Als dieser ihm auf die an ihn gerichteten Fragen nicht antwortete, befahl der junge Landmann seinem Knechte, ihm Beistand zu leisten, weil er die Absicht habe, den Kranken in seinen Wagen aufzunehmen und ihn in seine Behausung zu bringen; „denn,“ setzte er hinzu, „wenn wir auch wirklich heute zu spät zur Kirche kommen sollten, so wird doch dagegen der liebe Gott es gewiß billigen, wenn wir hier ein Werk der Barmherzigkeit ausüben, da das blutjunge Bürschchen ohne unsern Beistand sonst sterben müßte.“

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Herr,“ sagte der Knecht, indem Beide Fatimen nach dem Wagen

trugen, und darauf das Päckchen, welches ihrem Kopfe zur Stütze gedient hatte, ihr nachbrachten, worauf der Knecht im Weiterfahren fortfuhr: „und wenn wir nachher nur die Pferde zulaufen lassen, so kommen wir auch wohl noch zur rechten Zeit in die liebe Kirche.“ Sie thaten das auch jetzt, und nach etwa einer Viertelstunde hielten sie vor der Behausung des jungen Landmannes still.

Dessen Mutter war sehr verwundert, ihn schon so bald wieder zu sehen; allein sie billigte sein Verfahren, als er ihr den armen kranken Burschen übergab, und versprach, ihm trockene Wäsche anzuziehen, ihn zu Bette zu bringen, und sonst auf jede Weise zu pflegen. Jedoch ermahnte sie ihren Sohn ernstlich, nicht die Kirche zu versäumen, sondern an heiliger Stätte ein andächtiges Vaterunser für den Kranken zu beten, damit der liebe Herrgott ihm gnädig wieder zur Gesundheit verhelfen wolle.

Nachdem ihr Sohn wieder von Hause fortgefahren war, ließ sie sich von einer alten Magd Beistand leisten, und beabsichtigte, eben dem armen jungen Burschen trockene Wäsche anzuziehen, die ihrem Sohne Ignacy zugehörte, als Beide die Bemerkung machten, indem sie Fatimens Schultern entblößten, daß sie ein sehr schön gebautes weibliches Wesen vor sich hatten, und darüber nicht wenig erstaunten. Allein eben dieser Umstand erweckte vollends die

Theilnahme der Mutter Nartschka — wie sich die alte Frau von ihrem Untergebenen am liebsten nennen hörte — und sie verabredete darum mit ihrer Magd, daß diese mit Niemandem über die eben gemachte Entdeckung reden sollte, nicht einmal mit ihrem Sohne Ignach, weil sie erst erfahren wollte, um welcher Ursache willen das junge Mädchen in dieser Verkleidung und bei diesem gräßlichen Wetter allem Anscheine nach die Nacht auf der Landstraße zugebracht habe; denn der Umstand konnte ja die Folge eines wichtigen Geheimnisses sein, urtheilte Nartschka, und sie wollte wenigstens nichts dazu beitragen, daß die Aermste unglücklich würde.

Diese Frau besaß überhaupt viele guten Eigenschaften, und auch die, daß sie in keinem Falle neugierig war; als daher Marlinka ihr den Vorschlag machte, das Päckchen, welches die Fremde bei sich führte, zu öffnen, um die darin befindlichen Gegenstände an einem Kaminfeuer zu trocknen, damit sie nicht dem Verderben ausgesetzt würden, antwortete sie halb ärgerlich: „Ei, warum nicht gar! Soll sie von uns glauben, daß wir es nicht erwarten konnten, zu erfahren, wer sie ist? Nein, nicht eher, bis sie ihr Bewußtsein wieder erlangt hat, soll das Päckchen geöffnet werden; dann mag sie selbst dabei zugegen sein, und wir kommen nicht in den Ruf der Neugierde.“

Nach einer Weile erholte sich Fatime in den für sie erwärmten Betten; aber dem Froste, den sie erst empfunden hatte, folgte nun sehr starke Fieberhitze, und sie fühlte sich auch noch so ermattet, daß sie den Kopf nicht von den Kissen erheben konnte.

Nartschka hatte schon darauf gerechnet, daß es so kommen würde, und hatte ein kühlendes Getränk für die Kranke bereitet, wovon diese nun genoß, und sich außerordentlich dadurch gestärkt fühlte. Als jetzt die alte Mutter Nartschka aber ihr dazu Glück wünschte, ergriff sie deren Hand, drückte diese an ihre Lippen und sagte: „Ich danke Dir, Du liebe alte Frau; für Alles, was Du mir Gutes erwiesen hast, danke ich Dir, und der Himmel möge es Dir belohnen.“

„Die Pflichten, welche wir als Christen erfüllen müssen, haben meinen Sohn veranlaßt, Euch zu mir zu bringen,“ antwortete Nartschka, „und aus demselben Grunde werde ich Euch auch gut verpflegen. Aber — vor Allem — erlaubt Ihr es wohl, daß ich dieses Päckchen hier, worauf Euer Kopf ruhte, als mein Sohn Euch fand, aufmachen und die darin befindlichen Gegenstände an einem Kaminfeuer trocknen darf, das ich hier in der Nebenstube angezündet habe, damit die Sachen, die so naß geworden sind, nicht verderben.“

„Es sind keine Kleider darin,“ sagte Fatime mit

einiger Verlegenheit, „sondern nur Wäsche, und auch nur so viel, wie dazu nöthig war, um andere werthvollere Gegenstände sorgfältig einzupacken, die außerdem durch die Nässe hätten leiden können. Auch einige Kästchen findet Ihr darin; diese verschließt sorgfältig, denn sie enthalten Kostbarkeiten, und eines davon Gold. Doch — wo sind die kleinen Schlüssel, welche ich an einer seidenen Schnur um den Hals trug?“

Die alte Nartschka hatte mit Verwunderung zugehört, und antwortete nun, halb in Gedanken verloren: „Die Schlüssel — ja — wo habe ich sie doch gleich hingelegt? Ach — hier, hier sind sie.“

Bei diesen Worten reichte sie ihr die Schlüssel hin, worauf sie wiederholt fragte, wie die Fremde es mit dem Päckchen gehalten haben wollte, worauf diese sie aufforderte, es auszupacken.

Es geschah, und Nartschka erstaunte nun erst recht über die kostbaren Gegenstände von Gold und die Edelsteine, welche in Leibwäsche verpackt waren. Was würde sie jedoch erst gesagt haben, wenn sie gesehen hätte, welcher werthvolle Schmuck sich in den Kästchen befand!

Nachdem sie diese in einen Wandschrank verschlossen und die Wäsche zum Trocknen aufgehängt, auch die übrigen werthvollen Sachen alle sicher verwahrt hatte, setzte sie sich neben Fatimen nieder,

zu der sie sagte: „Es wäre nicht recht von mir, wenn ich mich so stellen wollte, als ob ich nicht entdeckt hätte, daß Ihr meinem Geschlechte angehört. Ich überzeugte mich vielmehr davon, als ich vorhin Euch trockne Wäsche anzog; allein seid darum nicht in Sorgen, denn außer mir weiß es nur noch meine alte schweigsame Magd, der ich noch überdies streng verboten habe, es meinem Sohne, oder sonst Jemandem zu verrathen. Die Sache bleibt daher ganz unter uns Dreien ein Geheimniß. Aber Ihr müßt mir auch aufrichtig eine Frage beantworten."

Fatime nickte bejahend mit dem Kopfe, und die gutmüthige Alte fuhr fort: „Die vielen Kostbarkeiten, welche Ihr bei Euch führt, bringen mich auf die Vermuthung, daß Ihr vornehmer, oder doch wenigstens reicher Leute Kind seid. Wenn jedoch dem so ist, dann begreife ich nicht, wie Ihr in dem Höllenwetter, so ohne allen Schutz, auf die Landstraße Euch begeben konntet."

Fatime besann sich einige Augenblicke darauf, was sie antworten sollte, und sagte dann plötzlich: „Wenn Ihr mir Aufenthalt bei Euch gewährt, und mein Geschlecht vor Jedermann verborgen haltet, so werde ich Euch dafür reichlich belohnen."

„Macht nicht, daß ich solcher Versprechungen wegen böse auf Euch werde," erwiederte die Alte mit gutmüthig schmollendem Tone; „denn ich würde

jedes Verdienst um Euch verlieren, wenn ich mir jeden Liebesdienst wollte bezahlen lassen, den ich Euch noch zu erweisen denke. Nein, davon darf weiter keine Rede zwischen uns sein, und Euer Geheimniß verspreche ich auch gut zu bewahren. Aber — dennoch muß ich wissen, wer Ihr seid, und wohin Ihr Euch so ohne alle männliche Begleitung zu begeben dachtet? Zeigt Euch aufrichtig gegen mich, meine liebe Tochter, und nehmt mein Wort dagegen, daß ich Euer Vertrauen nicht mißbrauchen werde. Gebt mir also Antwort auf meine Fragen."

„O, daß ich es könnte!" rief nun Fatime mit einer Mischung von Schmerz und Bitterkeit aus: „Aber ich weiß Euch weder zu sagen, woher ich komme, noch an welchen Ort ich mich zu begeben denke."

„Wie," fragte Nartschka mit Erstaunen: „Ihr wißt nicht anzugeben, woher Ihr kommt, und eben so wenig, wohin Ihr Euch zu begeben gesonnen seid? Wie wäre denn das möglich?"

„Es scheint unglaublich zu sein, und dennoch ist es so," erwiederte Fatime; „ein Anderer hat von jeher meine Schritte geleitet, ich weiß Euch daher keinen Ort zu nennen, durch den ich gekommen bin, und noch ungewisser weiß ich Euch den anzugeben, wohin ich mich zu verfügen denke; denn ich suche Jemanden, und weiß nicht, wo er sich aufhält, auch kenne ich nicht seinen Namen. So viel ist gewiß,

und mehr vermag ich Euch nicht zu sagen. Sogar wie ich selbst heiße, bin ich nicht im Stande, Euch anzugeben; oder vielmehr – ich habe gar keinen Familiennamen."

„Keinen Familiennamen?" rief Nartschka äußerst verwundert aus, „das klingt sonderbar; aber — nun ich will nicht darauf bestehen, Euren Namen zu erfragen. Genug, Ihr seid meines Beistandes bedürftig, und wie ich hoffe, eine gute Christin. Indessen müßt Ihr mir noch eine andere Frage beantworten, wenn Ihr wollt, daß ich Euch so lange bei mir behalten soll, bis Ihr völlig genesen seid. Nämlich — lastet ein Verbrechen auf Eurem Gewissen, und werdet Ihr wegen eines solchen verfolgt?"

„Es lastet weder ein Verbrechen auf meinem Gewissen, noch werde ich wegen eines solchen verfolgt," antwortete Fatime mit fester Stimme; „sondern es haben mich sehr traurige Umstände anderer Art dazu gezwungen, meinen einmal betretenen Weg auf der Landstraße, trotz des schrecklichen Wetters, fortzusetzen, ohne daß Jemand mich begleitet hätte, noch daß ich wußte, wohin. Begreiflich mußte ich also der Gewalt der empörten Elemente erliegen, und behielt kaum so viel Besinnung übrig, daß ich das Päckchen, welches ich — wie Euch bekannt ist — bei mir hatte, unter meinen Kopf zu schieben vermochte, worauf

ich zu sterben meinte. Wenigstens verlor ich von da an die Besinnung."

„Nun —" sagte Nartschka gutmüthig, „wenn nur kein Verbrechen auf Euch lastet, so seid Ihr bei mir in sicherer Obhut. Aber — Euren Vornamen werdet Ihr mir doch sagen dürfen? Ihr schweigt? Um der heiligen Jungfrau willen, Ihr seid doch getauft?"

Fatime überlegte, daß Nartschka sie ihrem Schicksale überlassen möchte, wenn sie gestände, daß sie zwar in ihrer christlichen Religion erzogen worden, aber nicht getauft war, da ihre Pflegeeltern das für überflüssig gehalten hatten. Ueberdies würde der Name Fatime ihre Herkunft verrathen haben. Sie antwortete daher mit angenommener Ruhe: „Ich bin allerdings eine Christin, aber sogar meinen Vornamen darf ich Euch nicht verrathen. Nennt mich daher etwa nach einer Person, die Euch im Leben theuer war."

„So sollt Ihr nach meiner verstorbenen Tochter Wanda heißen," sagte Nartschka mit weichem Tone, und dabei weinte sie unwillkürlich, indem sie fortfuhr: „es sind noch kaum drei Jahre, daß ich sie verloren habe, und sie zählte etwa zwanzig. Meine Mutter — eine geborene Böhmin, war ihre Pathin, und nach dieser wurde sie genannt."

„Schenkt mir einen Theil der Liebe, die ihr zu-

kam, als sie noch lebte," sagte Fatime gleichfalls bewegt; „denn ich bin eine Waise."

„Das will ich gerne," erwiederte Nartschka, „weil ich hoffe, daß Ihr gut seid, gleich meiner geliebten Wanda, mithin meine Liebe verdient. Ja, ich will Euer Herz durch das Band der Dankbarkeit an mich zu fesseln suchen —"

„Und mich Du nennen," fiel ihr Fatime in die Rede, „wie Ihr sie nanntet, die Eurem Herzen theuer war."

„Und Euch von nun an Du nennen," antwortete Nartschka; „Du, wie ich mein geliebtes Kind nannte, Du, und meine gute Tochter. Aber nun muß ich Euch — Dich — nun werde ich mich schon daran gewöhnen — jetzt muß ich Dich ein Weilchen allein lassen, um nach meiner Wirthschaft zu sehen; indessen aber soll Marlinka zuweilen zu Dir kommen — seht Ihr, es geht schon — um nachzuhören, ob Du auch etwas brauchst."

Wir wollen künftig Fatimen eben so nennen, wie sie von Jedem wird genannt werden, um jeder Verwechselung vorzubeugen." Also —" Wanda nickte, als Antwort, nur mit dem Kopfe, und darauf verfügte sich die gutmüthige Alte aus der Stube.

---

Etwa eine halbe Stunde später, als Nartschka die Kranke verlassen hatte, wollte sie zu dieser zurückkehren; da sie jedoch durch Marlinka hörte, daß die sehr an Kräften Erschöpfte schlief, so meinte sie, diese zu stören, und unterließ es bis später, wo sie sich überzeugt halten mußte, daß es nicht ein natürlicher Schlaf, sondern eine Betäubung war, in welcher Wanda im heftigsten Fieber regungslos da lag.

Nartschka ließ daher gleich einen Schäfer aus dem nächsten Dorfe holen, dessen Beistand sie jedesmal benutzte, so oft Jemand in ihrem Hause krank geworden, weil er in der That die Kraft der verschiedenen Heilkräuter zu benutzen wußte, und für alle Fälle Rath hatte. Ihm also wollte sie auch Wanda zu heilen anvertrauen, indem deren Zustand ihr gegenwärtig sehr bedenklich vorkam.

Noch bevor der Schäfer eintreffen konnte, kam Ignacy aus der Kirche heim. Als Nartschka seinen Wagen vorfahren sah, ging sie sogleich ihrem Sohne bis zur Hausthüre entgegen, und als er sie gleich fragte, wie es mit dem jungen Burschen stehe, gab sie ihm zur Antwort: „Der ist ungemein krank, mein lieber Ignacy Ich habe deshalb nach dem alten Leeh geschickt, und erwarte ihn jeden Augenblick. Der Aermste scheint mir ordentlicher Leute Kind zu sein, uud ich habe mir vorgenommen, ihn

gut zu pflegen, auch ihn nicht eher von mir zu lassen, bis er vollkommen hergestellt ist, und sollte wirklich eine geraume Zeit darüber vergehen. Bist Du nicht derselben Meinung, mein lieber Sohn?"

„Was Ihr thut, meine geliebte Mutter, ist zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit gut," antwortete Ignach, „und ich stimme in allen Stücken Eurem Willen bei. Aber — sagt mir doch — woher kam der junge Bursche? Wie gerieth er bei dem bösen Wetter, mitten in der Nacht, auf die Landstraße? Wer ist er? Wohin denkt er sich zu begeben? Und —"

„Und hast Du nicht noch mehr Fragen, auf welche Du zu gleicher Zeit Antwort von mir verlangst?" erwiederte Nartschka lachend. „In der That bist Du nicht im allermindesten neugierig. Es thut mir nur leid, daß ich nicht im Stande bin, Dir den gewünschten Bescheid zu geben über Alles, was Du zu wissen begehrest, weil es mir durchaus nicht eingefallen ist, den armen kranken Menschen auf irgend eine Weise zu belästigen, wie es geschehen wäre, wenn ich ihn mit Fragen nach seinen Verhältnissen bestürmt hätte. Nein, mein lieber Sohn, das ist nicht geschehen, und ich habe mir sogar vorgenommen, auch in der Folge es zu unterlassen. Findet er es für gut, so wird er von selbst uns erzählen, wer er ist, und wohin er will; wenn

aber nicht, so mag er sein Geheimniß für sich behalten, und das soll mich nicht verhindern, ihn nach meinen besten Kräften zu pflegen."

„Ihr habt Recht, liebe Mutter, so zu handeln," erwiederte Ignacy, „und ich schäme mich in Wahrheit meiner Neugierde. Wir wollen ihm Zeit lassen, bis er gesund ist, oder doch sich besser befindet, und ich meine, daß er dann wohl von selbst uns mit seiner Geschichte bekannt machen wird. Seid Ihr nicht auch dieser Meinung?"

„Es kann wohl sein, daß er es thut," antwortete Nartschka; „in jedem Falle aber dürfen wir ihn nicht mit Fragen belästigen, und Du mußt mir Dein Wort darauf geben, daß Du es unterlassen willst."

„Nun, meinetwegen," sagte Ignacy lachend, und setzte hinzu: „Neugierde ist ohnehin nicht mein Fehler."

„Wer weiß," sagte Nartschka, ebenfalls lachend; „mir wenigstens kam es zuweilen so vor, als ob ich dergleichen bei Dir bemerkte."

Der alte Schäfer Leeh kam nun eben des Weges daher, und Ignacy ließ sich nicht davon zurückhalten, ihn zu dem Kranken zu begleiten, wohin auch Nartschka ihnen folgte.

Sie fanden Wanda im höchsten Grade fiebernd, und der alte Leeh begab sich sogleich in die Küche, um hier von den Kräutern, welche er mitgebracht

hatte, einen Kühltrank zu bereiten; allein es hielt später schwer, ihr auch nur einen Löffel voll davon beizubringen. Erst nach mehreren Stunden trank sie begierig den Rest davon aus, worauf sie ruhiger wurde, und gegen die Nacht zu auch auf Augenblicke zu ihrem Bewußtsein gelangte, dann aber gleich entschlummerte.

Am folgenden Tage besserte sich zwar ihr Zustand, weshalb sie auch zuweilen einige Worte sprach; aber der Schäfer bereitete ihre Umgebung darauf vor, daß es so gut nicht bleiben würde, und ganz so, wie er gesagt hatte, traf es ein. Gegen die Nacht kehrte das Fieber mit neu gewonnener Kraft zurück, und von da an verfiel sie in augenscheinliche Lebensgefahr, die länger, als zwei Monate, anhielt. Aber auch, nachdem diese Krankheit schon vorüber war, konnte man sie noch nicht als genesen betrachten, indem sie sich so schwach befand, daß der geringste Umstand sie neuerdings wieder an den Rand des Grabes bringen konnte.

In dieser langen Zeit hatte Wanda hinlänglich Muße, ihrem Schicksale nachzudenken, und statt dessen, daß jede Andere durch die überstandene Krankheit wäre milder gestimmt worden, war es bei ihr nicht so, als sie sich wieder anfing zu erholen. Vielmehr erneuerte sich ihr Haß wieder gegen den Mann, welchen sie vorher so heiß geliebt hatte; ihr Vorsatz

gewann frische Kraft, ihn mit ihrer Rache zu verfolgen, und ihm so viele Kränkungen zuzufügen — ihm wie auch den Seinigen, als es nur immer in ihrer Gewalt liege. Dazu rechnete sie aber besonders — und nicht ohne Grund — den Umstand, wenn sie in seiner Nähe sich aufhielt, ihn auf Tritt und Schritt verfolgte, sich ihm bei jeder Gelegenheit bemerkbar machte, und ihm Schaden zufügte, wo sie es nur irgend konnte, indem sie jedes Mittel als gut und recht erkannte, und in der Wahl eines solchen nicht unentschlossen wankte, wenn es ihr nur zu dienen versprach, und dazu geeignet war, den Undankbaren, der sie verlassen hatte, zu verderben. Ein Verbrechen sogar wollte sie zu begehen nicht scheuen, wenn es ihr nur dazu zu verhelfen verspreche, daß es ihr möglich werde, ihre Zwecke zu erreichen, und jetzt zeigte sich ihre natürliche Wildheit am deutlichsten; allein sie war zu kraftlos, um ihr Vorhaben auszuführen.

Eines Tages sann Wanda darüber nach, ob ihr der Mann ihres Hasses denn niemals eine Mittheilung gemacht habe, nach welcher sie urtheilen könne, an welchem Orte er sich für gewöhnlich aufhalte, und bei dieser Gelegenheit fiel es ihr ein, daß er ihr einen besonders prachtvoll angelegten Garten beschrieben, und hinzugesetzt hatte, daß dieser sich in der Nähe einer Stadt befinde, in welcher er

wohne, und gewöhnlich zu öffentlichen Lustbarkeiten benutzt werde, weil man nicht leicht einen schönern und größeren aufzufinden wisse; auch keinen, den der Eigenthümer so kostspielig unterhalte, und nur zuweilen bei den erwähnten Gelegenheiten ihn, gegen eine bedeutende Entschädigung, für bestimmte Tage vermiethe.

Sie überlegte weiter, daß Ignacy vielleicht im Stande sei, ihr darüber Auskunft zu geben, bei welcher großen Stadt im Königreiche Polen sich ein solcher Garten befinde, da er früher Soldat gewesen, und Gelegenheit hatte, sein Vaterland während der Unruhen, die darin geherrscht, kennen zu lernen, indem das Regiment, wobei er diente, allenthalben in Polen herumkam. Aus diesem Grunde also beschloß sie, in Ignacy's Gegenwart von diesem Garten zu sprechen. Die Gelegenheit dazu fand sich aber bald; denn der Gutmüthige besuchte sie täglich mehrere Male, um ihr durch sein Geplauder die Zeit zu verkürzen, was auch gut anging, indem er eine weit bessere Bildung besaß, wie sonst Leute seines Standes.

Sobald Wanda anfing, den Garten zu beschreiben, fiel ihr Ignacy in die Rede, indem er sagte: „O, ich weiß schon, welchen Garten Ihr meint. Er befindet sich ganz nahe bei Krakau, und ich bin einige Male mit meinem Ohm, dem Hoflakaien der Königin, dort gewesen, aber immer in Civilkleidern,

weil gemeine Soldaten nicht Zutritt haben, aber ich, da mir Niemand einen solchen ansah, indem ich mich fein anzog, und auch mein Benehmen darnach einrichtete.

Wanda frohlockte in ihrem Innern, weil sie doch nun wußte, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, sobald sie würde genesen sein, und fragte endlich, wie weit es noch bis Krakau wäre.

„Ach, leider noch 35 Meilen," antwortete Ignacy, „die mir lange genug vorkamen, wenn ich sie zurücklegte, um die lieben Meinigen zu besuchen, so oft ich mir dazu Urlaub genommen hatte. Wäre es nicht so weit, dann würde ich mich schon längst zu meinem Ohm, dem Bruder meiner Mutter, begeben haben, der mich oft genug dazu eingeladen hat. Indessen, aufgeschoben soll nicht aufgehoben sein, vielmehr denke ich immer öfter daran, mich ein Mal nach Krakau zu verfügen, bevor der alte Mann mir stirbt; denn Ihr müßt wissen, daß ich ihn gar sehr lieb habe, da er mir viel Gutes erwiesen hat: erst als ich Soldat war, und zwei runde Jahre in Krakau in Garnison stand, in welcher Zeit mir, auf seine Fürsprache, ausnahmsweise die Erlaubniß zugestanden wurde, daß ich bei ihm im Schlosse wohnen durfte, und dann, als eine Wunde, die mir die Hand lähmte, es nothwendig machte, daß ich um meinen Abschied einkam, weil ich den Säbel nicht

mehr führen konnte. O, die Kur dauerte sehr lange, indessen wohnte ich gleichfalls wieder bei meinem Ohm, und als sie ziemlich gut ausgefallen war, wollte er mich doch nicht von sich lassen. Vielmehr erbat er sich von meinen Eltern ihre Zustimmung aus, daß ich noch ein rundes Jahr bei ihm bleiben durfte. Doch — laßt Euch erzählen, wie es meinem Oheim im Leben geglückt hat. Er kam nämlich als ein ganz junger Mensch nach Krakau, und lernte dort einen Hoflakaien der Königin, zufällig bei irgend einer Gelegenheit, kennen. Der nahm sich väterlich seiner an, und ihn zu sich, lehrte ihn, was er zu wissen brauchte, wenn er bei einer vornehmen Herrschaft dienen wollte, und als der brave Mann starb, gab die Königin, der er meinen Ohm öfter empfohlen hatte, diesem die Stelle seines Wohlthäters. Es dauerte darauf nicht mehr lange, bis mein Ohm ein Günstling der Königin wurde, was ganz natürlich zuging; denn er war ein schmucker und gewitzter Bursche, der zuvor schon Jäger bei einem Edelmanne auf dem Lande war, weshalb er feinere Sitten zeigte, als unseres Gleichen in der Regel besitzen.

Wanda hatte sich, indessen Ignacy sprach, besonnen, auf welche Weise sie am sichersten nach Krakau kommen könnte; allein vor der Hand war noch nicht daran zu denken, da ihre Schwäche die Aus=

führung eines solchen Planes verhinderte. Sie mußte also abermals sechs Wochen vergehen lassen, bevor sie hoffen konnte, ihn auszuführen. Nun fragte sie Ignach, ob er sie wohl gegen eine gute Belohnung nach Krakau bringen wolle.

„Ei," erwiederte Ignach lachend, „das thue ich gewiß recht gern, und zwar auch, ohne eine gute Belohnung dafür zu erhalten; denn Ihr wißt, daß ich schon lange mit dem Plane umgehe, wieder einmal meinen guten Ohm Paul Lissowski zu besuchen, der gewiß böse auf mich sein wird, daß ich alle seine Einladungen, nach Krakau zu kommen, unbenutzt gelassen habe."

„Nun, so bleibt es dabei, daß wir die Reise nach Krakau zusammen antreten, sobald ich nur erst dazu kräftig genug sein werde," sagte nun Wanda, und setzte hinzu: „aber erzählt mir doch wieder von Eurem Ohm, von der Königin, und dem Leben am Hofe; denn davon höre ich gar gern, besonders von den Charakteren der verschiedenen Höflinge."

Nartschka, welche zugegen war, sagte nun geheimnißvoll: „Ja, von derlei Dingen weiß gewiß selten Einer so gut Bescheid zu geben, wie eben mein Sohn; denn der besaß das ganze Vertrauen meines Bruders. Doch — von diesem selbst zu reden, muß ich Dir nur bekennen, daß es mit dessen

Anstellung als Lakai der Königin eine besondere Bewandtniß hatte, von der man jedoch nicht gut sprechen darf. Ohne diese wäre ihm gewiß nicht eine so herrliche Stelle zu Theil geworden, die zu erlangen sich Hunderte vergebens bemühen würden. Euch darf ich jedoch schon damit bekannt machen, denn Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Er versteht nämlich besonders gut, jedem Menschen aus den Linien seiner Hand wahrzusagen, und davon hatte die Königin gehört. Diese Kunst lernte er von der Frau eines Tartaren, als er bei einem Einbruche dieses rohen Volkes in unser Land gefangen genommen, und von ihnen mit fortgeschleppt wurde, weit über die Grenze, bei welcher Gelegenheit sie ihn lange Zeit nicht von sich ließen. Die Königin jedoch glaubt fest an derlei Wahrsagungen, an Traumdeuten, auch daran, daß es Menschen giebt, die im Stand sind, das Schicksal Anderer aus den Sternen vorher zu erfahren."

Diese Mittheilung war Wanda von besonderer Wichtigkeit, und sie suchte durch ihre Wohlthäterin Alles zu erfahren, was darauf Bezug hatte, was ihr nicht schwer fiel, da Nartschka gern aufrichtig über jeden Gegenstand der Art plauderte. Wanda aber hörte ihr anscheinend ganz ruhig zu, obgleich es nicht so in ihrem Innern aussah, weil sie während dem Pläne entwarf, an die sie früher nicht

gedacht, und deren Ausführung für sie von der äußersten Wichtigkeit zu werden versprach.

Sobald sie sich wieder allein befand, suchte sie sich ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie den Frauen der Tartaren über Wahrsagen aus den Linien der Hand, über Traumdeuterei und Aehnliches, früher abgelernt und zwar so, daß sie eine große Auswahl von derlei Künsten besaß, weil sie damals ein besonderes Interesse dafür gehabt, und es deshalb zu einer wahren Meisterschaft damit gebracht hatte, die ihr nun gute Dienste leisten sollte. Besonders aber dachte sie darüber nach, was Oda ihr von dergleichen Dingen beinahe täglich mitgetheilt, die ihr bald abgelauscht, daß sie sich dabei gut unterhielt, und immer wieder Neues dazuzulernen wünschte, indem Wanda mit einer überreizten Phantasie an Alles der Art glaubte, überhaupt aber bei ihrer Unkenntniß des Christenthums, von Aberglauben erfüllt, Manches für möglich hielt, was dieses verwarf.

Schon war der Tag bestimmt, an welchem Ignacy Wanda nach Krakau begleiten sollte, als sich ein Vorfall ereignete, der diesen Plan vereitelte. Er hatte sich nämlich lange vergebens um die Hand der Tochter eines reichen Pächters beworben, die er aufrichtig liebte, jedoch nicht zur Frau bekommen sollte, weil ihr Vater sie dem Sohne seines Bruders zugedacht hatte; endlich jedoch ihrer Thränen und

Bitten überdrüssig, ließ sich dadurch zum Nachgeben bewegen. Aus diesem Grunde wollte sich also nun begreiflich Ignacy nicht in der ersten Zeit seines Bräutigamstandes von der Erwählten seines Herzens trennen, und nahm keinen Anstand, das Wanda zu sagen, die er überdies für einen jungen Burschen hielt, weshalb er der Meinung war, daß er weiter keine besondere Höflichkeit bei ihr anzuwenden brauche.

Wanda erschrak, als sie vernahm, was vorging, und überlegte nun, was sie jetzt beginnen müsse, um dennoch ihr Vorhaben auszuführen; allein es dauerte nicht lange, bis sie mit einem andern Plan zu Stande kam, und darauf fragte sie ihre Wohlthäterin Nartschka, ob sie ihr nicht wenigstens ihr Fuhrwerk und einen Knecht leihen wolle, dem der Weg nach Krakau bekannt sei, und der sie dahin bringe.

Nartschka war sogleich dazu bereit, und versprach auch, ihren Sohn dazu zu überreden, der ohnehin sich jetzt glücklich fühlte, und am liebsten alle Menschen erfreut hätte, mithin einwilligte.

Bis zu ihrer Abreise nach Krakau dachte Wanda nur an die Ausführung ihres Planes, und sammelte sorgfältig in ihrem Gedächtnisse die Erzählungen zusammen, welche Ignacy ihr früher mitgetheilt hatte, den sie auch jetzt noch veranlaßte, ihr Manches zu

erzählen, was ihr zu wissen nöthig dünkte, ohne daß er dabei ahnete, wie sie beabsichtigte, es zu benutzen.

Bevor sich Wanda aus dem Hause entfernte, durch dessen Bewohner sie so viel Gutes empfangen hatte, verehrte sie Ignach noch einen silbernen Becher und Nartschka ein schönes Kreuz von Rubinen; worauf die gutmüthige Frau sie um die Erlaubniß ersuchte, daß sie ihrer Schwiegertochter an deren Hochzeitstage dieses werthvolle Geschenk überreichen dürfe, was ihr weit mehr Freude verursachen werde, als wenn sie selbst es trage.

Wanda war damit ganz zufrieden, aber sie steckte Nartschka einen kostbaren Ring an den Finger, mit dem Bemerken, daß sie diesen nicht gleichfalls verschenken, sondern zum Andenken an sie nicht mehr ablegen dürfe. Die gutmüthige Frau versprach das mit der Ueberzeugung, daß sie Wort halten könne, da der Ring, obgleich er Werth hatte, doch nicht besonders prunkend aussah; weshalb sie sich noch mehr darüber freute, als über das Kreuz.

Wanda nahm tief bewegt von den Bewohnern dieses Hauses Abschied, das sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wieder betreten konnte; denn Undank gehörte nicht zu ihren Fehlern. Sie erkannte daher auch mit tiefer Rührung das Gute, welches sie von den edelmüthigen Menschen erfahren, die sie in der letzten Zeit ihrer Anwesenheit bei ihnen ebensowenig

wie früher mit einer Frage nach ihrem Herkommen, oder nach ihren Absichten für die Zukunft belästigt hatten, und trennte sich dann mit Thränen von ihnen.

---

Wir kehren nun wieder zu einer Zeit zurück, wo der Reichsrath Ignatowski noch unter den Seinigen lebte, wo noch Ruhe im Lande herrschte, wo die Zaporowischen Kosaken mit ihren Verbündeten, den Tartaren, ihre Absicht, Polen gänzlich zu unterjochen, noch nicht bemerkbar gemacht hatten: in eine Zeit, wo Pelagia Chemineffski täglich daran dachte und sich deswegen kümmerte, daß der Bruder ihres Gemahls nun wohl bald kommen werde, um Waldomir abzuholen. Der Gedanke schon an diese Trennung war ihr fürchterlich. Deswegen erschrak sie so, als ob sie jetzt erst davon hörte, als sie den Brief ihres Schwagers las, der ihr seine baldige Ankunft in Krakau verkündigte, und es erhob sich ein Sturm in ihrem Innern, als sie sich vorstellte, welche Schmerzen sie sich für die Folge bereiten würde, wenn sie sich gewaltsam von ihrem Sohne losgerissen habe. Sie fing darum an, das Versprechen zu bereuen, welches sie dazu verpflichtete, und es gelang ihrem Beichtvater — bei dem sie sich Rath holte — nur sehr schwer, sie dazu zu vermögen, daß sie Wort hielt.

Indessen auch ihre Freundin Vannienka konnte sie nicht davon zurückhalten, weil sich die Folgen davon nicht vorher bestimmen ließen, und beschwor sie nur, einige Bedingungen festzustellen, bevor sie ihrem Schwager den geliebten Sohn überlasse.

Waldomir war so lange von dem Beichtvater seiner Mutter, der Pfarrer in dem Kirchsprengel war, zu dem Gahrozany gehörte, in allen Wissenschaften unterrichtet worden, und diesem Umstande hatte Pelagia es zu verdanken, daß ihr Schwager den Knaben bis zu seinem zwölften Jahre unter ihrer Obhut ließ, denn der würdige Mann schrieb an den Hofkaplan Chemineffski nach Prag, und verbürgte sich, daß Waldomirs Erziehung seinen Oheim zufrieden stellen sollte. Allein eine längere Frist konnte er nicht für seinen Liebling gewinnen, vielmehr schickte der Hofkaplan eine verhältnißmäßige Summe an Pelagia, womit sie bequem die Einrichtung für ihren Sohn bestreiten sollte, und versprach, sie auch künftig zu unterstützen. Zugleich aber zeigte er ihr den Tag seiner Ankunft in Krakau an.

Die wegen der Trennung von ihrem Sohne tief bekümmerte Mutter sah dieser mit wahrer Herzenspein entgegen, und lernte jetzt noch deutlicher den großen Werth der Freundschaft ihrer Vannienka kennen, denn diese verweilte in der letzten Zeit vor dem so schmerzhaft empfundenen Scheiden von Mutter

und Sohn in Gayrozanh, um diese zu trösten und ihr vorzustellen, daß es künftig ja nur von ihr abhängen werde, Waldomir zurückzufordern, im Falle dieser schreiben sollte, daß es ihm bei seinem Oheim nicht gut gehe. „Dann," setzte sie aber bei jedem Gespräche darüber hinzu, „wird mein Gemahl gewiß dafür Sorge tragen, daß Waldomir weiter zu einem Berufswege ausgebildet wird, den er selbst zu wählen für gut findet."

Vannienka's Zusprache brachte es endlich dahin, daß ihre Freundin sich beruhigte und nur ihrem Sohne das feste Versprechen abnahm, daß er ihr immer die Wahrheit schreiben werde, wie es ihm in allen Stücken bei seinem Oheim ergehe.

Waldomir trennte sich allerdings auch ungerne von seiner Mutter, ebenso von Olga und von der Gemahlin des Reichsraths Ignatowski; weniger von Agraffia, da sie ihm nie Zuneigung gezeigt hatte, und von ihrem Vater minder ungerne, weil er nur selten mit diesem zusammen gekommen. Aber die Aussicht, nun die Welt kennen zu lernen, erfreute ihn auch wieder anderer Seits, und darum bemühte er sich, seine Mutter über die Trennung von ihm zu beruhigen.

Joseph Chemineffski war endlich in Krakau angelangt und schrieb gleich von dort an seine Schwägerin, daß er nur im Stande sei, daselbst einige

Tage zuzubringen, in welcher Zeit er so sehr von Geschäften belastet werde, daß er kaum mehr als einige Stunden in Gayrozany werde verweilen können; indem er von dem Könige von Böhmen einen Auftrag an den König von Polen auszurichten habe, und deshalb bei Hofe sich vorstellen lassen müsse. Darum möchte sie vorher schon Alles zur Abreise ihres Sohnes vorbereiten, weil er von Gayrozany aus sogleich nach Prag zurückkehre.

Einen Tag später kam die Gemahlin des Reichsraths Ignatowski zu ihrer Freundin nach Gayrozany, und theilte dieser mit, daß ihr Schwager bei Hofe eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden, und daß der König ihn sogar eingeladen habe, längere Zeit, als er zu seinem Aufenthalte in Krakau angegeben, daselbst zu verweilen; was jedoch Chemineffski, dafür dankend, habe ablehnen müssen, weil sein königlicher Gebieter ihn an einem bestimmten Tage erwartete.

Es war Pelagia ungemein lieb, daß ihre Freundin mit dem Vorsatze nach Gayrozany gekommen war, daselbst einige Wochen zu verweilen, zu diesem Zwecke auch ihre Kinder mit dahin gebracht hatte, und sie erkannte mit heißer Dankbarkeit die aufopfernde Liebe dieser Edelmüthigen, die nur damit bezweckte, dadurch ihr den Schmerz der Trennung von ihrem Sohne zu erleichtern, welche Absicht sie auch vollkommen erreichte. Denn als der gefürchtete

Augenblick des Scheidens endlich wirklich eintrat, weinte Pelagia zwar allerdings heftig; aber ihr Schmerz wurde doch später durch die Anwesenheit ihrer Freundin gemildert, die durch ihre liebevolle, tröstende Zusprache sie allmählig beruhigte.

Joseph Chemineffski war ungefähr vierzig Jahr alt, er besaß ein angenehmes Aeußere, ungemein viel feine Weltbildung und eine gewisse Ruhe in seinem ganzen Wesen, die ihn bei Jedermann empfahl. Dieser Umstand aber trug mit zur Beruhigung seiner Schwägerin bei, als sie den Bruder ihres verstorbenen Gemahls persönlich kennen lernte, und dieser wiederholte ihr das Versprechen, das es Waldomir bei ihm gut gehen solle, weil er dessen Vater zwar, wegen seines Leichtsinnes, von seinem Herzen zurückgewiesen, jedoch trotzdem bis zu seinem Tode geliebt habe.

„Wann werde ich meinen Waldomir wiedersehen?" fragte noch zuletzt Pelagia ihren Schwager beim Abschiede, worauf er ihr erwiederte: „Sobald ich seine Erziehung für vollendet halte. Allein früher fordert ihn nicht von mir, denn ich müßte Euch ein solches Gesuch versagen."

„Nun, so will ich denn bis dahin die Wünsche meines Herzens unterdrücken," versetzte Pelagia; „aber schreiben wird er mir doch öfter dürfen?"

Der Hofkaplan versprach ihn dazu anzuhalten, und drängte darauf Waldomir in den Wagen. Doch

in demselben Augenblicke umklammerte ihn die kleine Olga und wollte ihn nicht von sich lassen, bis ihre Mutter sie endlich mit sanfter Gewalt zurückzog. Aber auch dann streckte sie die Händchen nach ihm aus und rief wiederholt seinen Namen. Als jedoch der Wagen weggefahren war, verkroch sie sich in einen Winkel und weinte so lange, bis sie endlich entschlummerte.

Hier fand sie ihre Mutter, nachdem Pelagia deren Vorstellungen Gehör gegeben und sich einigermaßen beruhigt hatte; sie trug also das Kind in sein Bett, wo Olga noch lange nicht erwachte.

Auch in der Folge dachte Olga noch sehr häufig unter Vergießung von Thränen an ihren abwesenden Spielgefährten und verlangte, daß man ihn zu ihr zurückbringen möchte; denn es war der erste Schmerz, den sie im Leben empfunden, als man Waldomir von ihr fortgebracht hatte, und sie meinte, es gebe keinen größeren. Allein nachdem erst einige Wochen seit Waldomir's Abreise vergangen waren, dachte sie seltener an ihn; obgleich sie ihn nicht gänzlich vergaß.

Mit Agraffia war es dagegen anders: sie weinte nicht eine Thräne, als Waldomir von ihr Abschied nahm; vielmehr sah sie ihn gerne in den Wagen steigen, nachdem sie ihm, weil ihre Mutter es so wollte, scheinbar freundlich die Hand bei ihrer Trennung gereicht

hatte. Ihr Unwille gegen ihn schrieb sich jedoch noch von der Zeit her, wo er es zur Sprache brachte, daß ihr Name im Russischen eine Ziege bedeute. Seitdem wählte sie ihn niemals zu ihrem Spielgefährten, und es fiel ihr am wenigsten ein, ihm bei der Trennung von ihm nachzuweinen. Statt dessen sagte sie zu sich selbst, als sie sich bald nachher in den Garten verfügte und daselbst auf und nieder ging: „Gottlob, daß der Abscheuliche fort ist; ich habe ihn von jeher nicht recht leiden mögen, und einer besonderen Ursache wegen in der letzten Zeit gar nicht.“ Diese Gesinnung behielt sie auch in der Folge gegen Waldomir.

Bald nachdem dieser von Gayrozany abgereis't war, wiederholte die Gemahlin des Reichsraths gegen ihre Freundin den ihr schon früher gemachten Vorschlag, mit ihr nach Krakau zu kommen und hier bei ihr zu wohnen. Allein die schwer Geprüfte erwiederte darauf, indem sie Vannienka's Hand erfaßte: „Ich verdanke Deiner und Deines Gemahls Güte, daß ich hier in dem reizvollen Gayrozany leben durfte. Du kamst bis jetzt öfter zu mir und wir verweilten dann ununterbrochen beisammen, weil dein Gemahl öfter durch den Drang seiner vielen Geschäfte davon abgehalten wurde, Dir Gesellschaft zu leisten. Sollte Dich aber — was Gott verhüten wolle — einmal Krankheit abhalten, hierher zu kommen, so vermag

ich in wenigen Stunden bei Dir zu sein, sobald ich davon Nachricht erhalte, und Du bist gewiß schon jetzt überzeugt, daß ich mich auch nicht einen Augenblick besinnen würde, diesem Rufe der Freundschaft zu folgen. Aber — wenn Alles so bleibt, wie gegenwärtig — ach, meine theure Vannienka, so gestatte mir, daß ich hier in Gayrozany verweilen darf; denn ich habe in Krakau zu viel Schmerzliches erleiden müssen, als daß ich mich dort aufhalten möchte, wo ich darum Aehnliches empfinden müßte, und mit darum, weil ich beständig das Haus vor Augen hätte, in dem ich jedes Bittere erlebt habe, da es sich Deinem Palaste gegenüber befindet."

„Du hast Recht," erwiederte Vannienka nach einer kurzen Pause; „ich kann es Dir nicht zumuthen, daß Du diesen Anblick beständig ertragen sollst; denn die Erinnerung an jene Tage des Schreckens muß fürchterlich sein, und in Krakau möchte sie vielleicht niemals in Deinem Innern sich schwächen, niemals in Deinem Gedächtnisse erbleichen. Aber wenn ich abstehen soll von meinem Verlangen, Dich immer um mich zu haben, wodurch Du mich beglükken würdest, so mußt Du mich dafür entschädigen."

„Und was wünscht meine Freundin von mir zu erhalten?" fragte Pelagia. „Steht es nur in meiner Gewalt, es Dir zu gewähren, so sei dessen gewiß."

„Du kannst es," erwiederte die Gemahlin des

Reichsraths Ignatowski; „allein es wird Dich einige Ueberwindung kosten."

„O, diese soll mir nicht schwer fallen, wenn ich nur dann im Stande bin, Dir einen Dienst zu leisten," versicherte Pelagia; „darum rede."

„Du hast den Wunsch, hier auch in der Folge zu leben," sagte Vannienka, „und ich willige darein. Ja, es soll mir gleich sein, ob Du noch ferner das kleine Häuschen, in dem Du bisher Dich aufhieltest, zu Deiner Wohnung erwählen, oder hier in unsere Villa ziehen willst, wie mein Gemahl dieses größere Gebäude scherzweise zu nennen pflegt."

„Wenn Du so gütig bist, mir dabei eine Wahl zu gestatten, so ziehe ich das Erstere vor," unterbrach Pelagia ihre Freundin schnell; „denn da, wohin ich mich zu jener Zeit geflüchtet habe, als mein Herz von dem Drucke, der auf ihm lastete, zu brechen drohte, ist es so recht heimlich still, recht so traulich, als wäre meine ganze Umgebung nur dazu da, um mich zu trösten, und das empfinde ich niemals, ohne dafür in Gedanken Gott und Dir Dank zu sagen. Der kleine Garten, welcher zu dem Hause gehört — ach, wie habe ich darin jedes Plätzchen so lieb; denn mein Waldomir hat ja als Kind hier gespielt. Ich meine ihn noch immer hier zu sehen und den Ton seiner Stimme zu vernehmen."

„Handle ganz nach Deinem Wohlgefallen," er=

wiederte Vannienka, dabei freundlich lächelnd, „und betrachte das kleine Haus mit dem dabei befindlichen Garten so wie Dein Eigenthum.“

„O, wie sehr gütig bist Du gegen mich gesonnen!“ rief Pelagia bewegt aus.

„Du kannst es mir tausendfach vergelten,“ erwiederte Vannienka, „und wie, das sollst Du jetzt erfahren. Meine Töchter wachsen heran, sie müssen dann, wenn sie das jungfräuliche Alter erreicht haben, bei Hofe vorgestellt werden, und ich empfinde es deutlich, daß ich zu der Zeit, meiner immer mehr zunehmenden Kränklichkeit wegen, nicht im Stande bin, ihre Schritte auf dem schlüpfrigen Fußboden in den Gemächern zu leiten, wo es eine Kunst ist, seine Schwächen und Fehler hinter einer die Menschen täuschenden Außenseite zu verbergen, eine Kunst, die dort Jeder übt, der welche zu verbergen hat; und wer von Denen, die bei Hofe erscheinen, wäre, gegen Andere betrachtet, nicht zwiefach in diesem Falle? Wenn nun aber dieser Zeitpunkt eintritt, — Pelagia — sei Du dann ihre Beschützerin, ihre Freundin — ihre Mutter in der edleren Bedeutung des Wortes.“

„Gott wolle verhindern, daß Du durch Krankheit jemals abgehalten werden solltest, Deine Töchter nach Hofe zu begleiten,“ entgegnete Pelagia, die sich so stellte, als ob sie den rechten Sinn der Worte ihrer Freundin nicht verstehe, welche eigentlich glaubte,

daß sie bald sterben werde, weil sie in der letzten Zeit mehr als je leidend war. „Wenn es aber wirklich so käme, so verspreche ich Dir schon jetzt, daß Du mich dazu bereit finden solltest, Deinen Wunsch zu erfüllen; obgleich — ich gestehe es Dir aufrichtig, mir das schwer genug fallen würde; denn nach dem Unglücke, das die Vorsehung mir im Leben zugetheilt hat, ist mir die Umgebung von frohen, glücklichen Menschen, ist mir der Anblick von Pracht und Glanz eine wahre Last geworden, weil ich fühle, daß ich unter ihnen eine klägliche Rolle spiele, und den Menschen mit der Schwermuth, die beständig mein Herz erfüllt, mehr lästig fallen muß, als ich im Stande bin, durch meine Gegenwart eine angenehme Empfindung bei ihnen zu erregen. Aber — ich bin Dir, meine Vannienka, so vielen, ach, so unendlich vielen Dank schuldig.“ —

„Wenn Du mich nicht ernstlich auf Dich böse machen und erzürnen willst,“ unterbrach sie Vannienka, lebhafter sprechend, als es sonst von ihr zu geschehen pflegte, „so erwähnst Du dessen nicht noch einmal gegen mich. Was ist Dir denn Großes durch mich zugeflossen? Daß ich Dir von meinem Ueberflusse mitgetheilt, daß ich meine Arme geöffnet, als ein harter Schlag des Schicksals Dich getroffen — oder vielmehr, daß ich der Stimme meines Herzens Gehör gegeben habe, die mir anrieth, Dich dahin

einzuladen? Meine theure Pelagia, dabei that ich mir selbst den größten Gefallen; denn ich liebte Dich von jeher so, wie eine Schwester die andere mit inniger Zärtlichkeit umfassen müßte. Was also mein ist, betrachte ich zugleich mit als Dein Eigenthum. Nun ist es Dir aber ja bekannt, daß am letzten Weihnachtsfeste mein Gemahl mir Gayrozany förmlich durch eine gerichtliche Verschreibung geschenkt hat. Meine Kinder selbst können diese Besitzung nicht beanspruchen, und wenn mich Gott so hart strafen sollte, daß er mir meinen theuern Gatten durch den Tod raubte, so würde ich mich unbedingt hierher zurückziehen. Doch — dieser Befürchtung — welche mich wahrhaft martern würde, wenn ich ihr länger nachhinge — brauche ich nicht Raum in meinem Innern zu geben, da er gesund und kräftig ist, ich dagegen mich beinahe immer leidend fühle, wenn ich auch vermeide, darüber zu klagen."

Pelagia wollte dem Gespräche eine andere Wendung geben; sie kam daher auf das Stammschloß des Reichsraths zurück, von dem früher die Rede war, und äußerte nun: „Ich denke mir, daß auch Beztroski eine recht schöne Lage hat."

„Nach der Beschreibung meines Gemahls ist das allerdings der Fall," antwortete Vannienka, „doch — Du denkst doch nicht etwa, daß es mir jemals einfallen könnte, mich dorthin zurückzuziehen,

wenn die Vorsehung mir die schwerste Prüfung, durch den Tod meines Gemahls, zutheilen möchte? Nein, der Gedanke würde nie in meinem Innern wach werden. Du weißt es ja vielmehr, daß ich von jeher mich nicht habe dazu entschließen können, meinen Gatten nach dem Schlosse Beztroski zu begleiten, wenn er jährlich dahin reisen mußte, um dort die nöthigen Ausbesserungen unter seiner Aufsicht vornehmen zu lassen, weil wir ein bedeutendes Einkommen verlieren würden, das an den Staat fiele, wenn der es anders fände, und welcher, um es zu erforschen, gewiß seine Spione hält. Wenn ich mir aber gar vorstelle, daß ich dort mein Leben beschließen müßte, so überläuft mich ein eiskalter Schauer dabei, und ich sage mir, das wäre unmöglich."

„Nun, das begreife ich nicht," erwiederte Pelagia Chemineffski lachend; „Dein Gemahl hat mir öfter eine Beschreibung von dem Schlosse Beztroski entworfen, und die Gemächer, welche es enthält, als hell, freundlich aussehend, und nicht schlecht eingerichtet geschildert, nur — was ich begreiflich finde — etwas altmodisch, da Keiner von seinen Vorfahren damit eine Veränderung hatte vornehmen dürfen, so wie er gleichfalls es unterlassen muß, soll diese Besitzung nicht dem Staate anheim fallen."

„Wenn dort auch Alles noch so schön sein mag," erwiederte Vannienka eifrig, „so möchte ich doch um

keinen Preis der Welt in Beztroski eine Nacht zubringen.“

„Aber, weshalb denn nicht?“ fragte Pelagia, zwar mit Verwunderung, aber dabei lachend.

„Hast Du denn vergessen, was uns im Anfange meiner Ehe die alte Amme meines Gemahls — Du weißt doch, die lange hagere Bona, welche das Gnadenbrot in unserem Hause bekam, und eine Tochter des früheren Kastellans des Schlosses Beztroski war, von diesem erzählt hat? Ich wenigstens erinnere mich dieser Geschichten noch recht gut, und weil ich mich nicht rühmen kann, daß ich vielen Muth besitze, wenn ich dazu gezwungen wäre, mich an einem Orte länger aufzuhalten, an dem ich nicht genau bekannt bin, und der so alterthümlich aussähe, wie dieses Schloß Beztroski, so würde ich mich nie dazu entschließen können, es zu besuchen, weil es mir dort gewiß übel genug zu Muthe wäre; besonders jedoch der Sagen wegen, welche in der ganzen Umgegend jenes Schlosses von Munde zu Munde umherlaufen —“

„Aber immer nur Sagen sind,“ unterbrach Pelagia Chemineffski ihre Freundin, „deren Wahrheit Niemand behaupten kann.“

„Das ist allerdings so,“ sagte Vannienka; „allein besser bleibt besser, und ich will lieber meine Furcht vor jedem Uebernatürlichen eingestehen, lieber meine

Zaghaftigkeit bekennen, welche mich dann gewiß befallen würde, wenn ich derlei untersuchen wollte, ob es auch wirklich vorhanden sein möchte, als einen Ort bewohnen, wo es kommen könnte, daß ich etwa gar vor meinen Kindern meine Schwäche eingestehen, oder wenigstens doch zeigen müßte, weil es mir unmöglich wäre, sie ihnen gegenüber zu verbergen."

„Ja, es wäre sicher nicht gut," erwiederte Pelagia ernster als vorhin, „wenn sie davon Kenntniß bekämen, daß eine so kluge Frau, wie Du bist —"

„O, überzuckere Deinen Tadel nicht," unterbrach Vannienka ihre Freundin mit heiterem Tone, „denn ich schmecke das Rechte davon doch heraus, und was das Beste davon ist, ich theile vollkommen Deine Ansicht —"

„Man weiß ja nicht, in welche Lage der Mensch gerathen kann," sagte Pelagia, ihre Freundin schnell unterbrechend, und wie ihre vorige Aeußerung entschuldigend, „öfter vielleicht in eine solche, wo Herzhaftigkeit erforderlich ist, wenn er nicht Schaden leiden will. Wenn — ich führe es als Beispiel an — Du etwa nothwendig das Bergschloß Beztroski bewohnen müßtest, so würde es doch sehr traurig für Dich sein, im Falle Du ein solches Vorurtheil dagegen mit dorthin brächtest —"

„Ein solcher Fall kann nicht eintreten," unter-

brach Vannienka ihre Freundin, „oder — nenne mir einen denkbaren.“

„Ich weiß allerdings in diesem Augenblick keinen solchen,“ antwortete Pelagia; „aber wie viele Verkettungen des Schicksals ereignen sich im menschlichen Leben, die wir Kurzsichtige vorher zu wissen nicht im Stande sind! Denke Dir nun, wenn ein solcher Fall jemals einträfe.“

„So wäre Beztroski gewiß der letzte Ort, wohin ich mich flüchten möchte, um dort Schutz gegen die Stürme meines Geschickes zu suchen,“ versetzte Vannienka, „aber —“

Ihr Gemahl trat in diesem Augenblicke in das Gemach, und unterbrach das Gespräch der beiden Frauen, indem er ihnen mittheilte, daß er — wie in der letzten Zeit schon öfter — wieder einen unangenehmen Auftritt mit dem Könige gehabt habe, worauf er hinzusetzte: „Dieser hat sich, wie gewöhnlich, schwach bei einer Sache gezeigt, die er vielmehr mit dem dazu nothwendigen Ernste durchsetzen oder gar nicht zur Sprache bringen mußte. Es kam daher zum förmlichen Wortwechsel zwischen uns, und in Folge davon werde ich sobald nicht nach Hofe gehen.“

Das war nun zwar seiner Gemahlin äußerst lieb, und in eben dem Grade deren Freundin, weil Beide es gerne sahen, wenn der Reichsrath ganz

geschäftslos bei ihnen verweilte. Allein sie würden einen andern Grund dazu gewünscht haben, jedoch sprachen sie sich darüber nicht aus, indem sie gar wohl wußten, daß Ignatowski es nie gut aufnahm, wenn man seine Handlungen ernstlich tadelte.

---

Wir müssen nun den Zeitraum von sieben Jahren überschreiten, und dürfen nur kurz wiederholen, was sich indessen sowohl in Gayrozany zugetragen hat, in dem kleinen Häuschen, das Pelagia Chemineffski bewohnte, welche nur dann sich in Krakau aufhielt, wenn ihre Freundin Vannienka dort krank darniederlag, wie es in den letzten Jahren immer häufiger so kam, als auch in der Familie des Reichsraths selbst.

Dieser rang beständig mit einem Zwiespalte, der sich in seinem Innern erhob und ihn tadelte, daß er seine besten Kräfte einem Manne widmete, den er nicht achtete, einem, den die Mitwelt mit allem Rechte schwach bei jedem Unternehmen nannte, voller Eigendünkel, wenn Klügere ihm einen Rath ertheilen wollten, den er in der Regel darum verwarf, obgleich er tausendfach durch Beispiele sich hätte können belehren lassen, daß er sich nicht dazu eignete, zum Wohle seines Landes einen Plan zu erfinden, und wenn ja es ihm gelang, ihn doch nicht

zweckmäßig auszuführen verstand; einem Fürsten, der eben so wenig die Fähigkeit besaß, im Kabinette zu arbeiten, als die, sich im Felde berühmt zu machen. Einem Monarchen, den auch die Nachwelt so bezeichnen mußte, wie nun die mit ihm Lebenden ihn nannten, und wohl noch ärger, weil in der Regel die späteren Geschlechter die vorangegangenen weder mit ihrem Tadel verschonen, noch das ihnen gebührende Lob ihnen zu schmälern pflegen.

Dieser Zwiespalt in seinem Innern aber war die Ursache, daß der Reichsrath Ignatowski immer öfter daran dachte, ob es nicht räthlich für ihn sei, sich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen, und am liebsten sich ganz und gar aus Krakau zu entfernen.

Diesen Vorsatz würde er ohne jedes weitere Bedenken ausgeführt haben, wenn er, ohne Rücksicht auf seine Kinder zu nehmen, hätte handeln können, wie er wünschte. Allein seine Töchter näherten sich dem jungfräulichen Alter; sie mußten dann künftig ihrem Herkommen gemäß vermählt, und sein Sohn noch vollends erzogen und wissenschaftlich ausgebildet werden. Das Letztere jedoch konnte nur geschehen, wenn er die Mitwirkung der Lehrer benutzte, welche in Krakau sich aufhielten. Aus den angeführten Gründen vermochte er also nicht so zu handeln, wie er es wünschte, und der Umstand stimmte ihn verdrüßlich. Dazu kam jedoch noch, daß seine Ge-

mahlin immer öfter kränkelte, mithin nur sehr selten größere Gesellschaften besuchen, und beinahe gar nicht bei Hofe erscheinen konnte, wohin ihn doch zuweilen wenigstens die Nothwendigkeit hinzog, und daß er wahrnehmen mußte, daß Vannienka sich eigentlich nur in Gayrozany recht glücklich fühlte; wogegen es sein Ehrgeiz lieber gesehen haben würde, wenn man, wie früher, Ursache gefunden hätte, ihre Schönheit zu feiern. Allein seine Herzensgüte entschuldigte sie andrerseits auch wieder, weil er sich endlich davon überzeugt halten mußte, daß sie ihres Uebelbefindens wegen viel zu leiden hatte, und deshalb ließ er es ungehindert geschehen, daß sie die meiste Zeit in Gayrozany zubrachte, und besonders später, als ihre Töchter sich mit wenigem wissenschaftlichen Unterricht behelfen konnten, da Pelagia's Beichtvater schon zu alt wurde, als daß er ihnen mehr ertheilen konnte; dagegen ihr Vater seinen Sohn beständig in Krakau behielt, wo er den ganzen Tag mit Lernen zubrachte. Auch dachte der Reichsrath sogar daran, wie er seine ländliche Besitzung noch mehr verschönern könnte, und traf dazu die Anstalten, als ein anhaltendes Unwohlsein sie längere Zeit in Krakau gefesselt hielt.

Mit unsäglichen Kosten wurde in dieser Zeit Gayrozany in einen wahren Göttersitz umgewandelt, was um so eher anging, da die Natur ihm

dabei hülfreiche Hand leistete, weshalb man aber auch förmlich darüber erstaunen mußte, was in jeder Beziehung hier geleistet worden war.

Der Reichsrath konnte es daher auch kaum erwarten, bis seine Gemahlin so weit wieder hergestellt war, daß sie ihn nach Gayrozany begleiten konnte, und als es wirklich dazu kam, fühlte er sich reichlich für seine Bemühungen entschädigt; denn sie dankte ihm mit Thränen der Freude dafür, daß er sie auf eine so überaus sinnige Weise erfreut hatte. Aber es erfüllte zugleich noch ein anderes Gefühl ihr Herz: schmerzliche Wemuth darüber, daß ihre verfallene Gestalt und ihre überaus blasse Gesichtsfarbe nicht mehr dazu geeignet waren, die Ansprüche zu befriedigen, welche ihr kaum sechsunddreißigjähriger, gesunder und kräftiger Gemahl an sie richten konnte, was sie vollkommen einsah, und worin sie sich auch nicht irrte. Dieser Grund aber wäre der einzige gewesen, den Ignatowski später hätte zu seiner Entschuldigung anführen können — wenn überhaupt eine dafür gelten konnte — daß er, als er so lange mit Fatimen an einem Orte in völliger Zurückgezogenheit von der Welt lebte, gegen seine Gemahlin eine Untreue beging, was er jedoch noch bis in sein Alter bereute, so daß wenigstens dadurch unser sonst so gerechter Tadel entkräftet wird.

Mit jedem der sieben Jahre, von welchen noch

immer die Rede ist, waren Agraffia und ihre Schwester Olga schöner geworden, was Jeder bezeugen mußte, der die beiden heranblühenden jungen Mädchen sah, die nach dem Willen ihrer Eltern eine ganz häusliche Erziehung erhielten, und durchaus keine Gesellschaften eher besuchen sollten, bis sie in den Bund der Christenheit aufgenommen worden; dann aber wollte ihr Vater sie auch bei Hofe vorstellen.

Olga war offenbar der Liebling ihrer Eltern, und verdiente diesen Vorzug auch wegen ihrer vielen guten Eigenschaften; allein diese ließ ihre Schwester nicht gelten, sondern schalt insgeheim die Ihrigen ungerecht, und dachte nur mit Neid an Olga's Vorzüge. Aus diesem Grunde zeigte sie auch sogar gegen ihre Eltern dieselbe Kälte in ihrem Benehmen, womit sie allen Menschen entgegentrat, und ließ besonders ihre engelsgute Mutter darunter leiden, weshalb sie es ganz unmöglich machte, daß man sie in dem Kreise stiller Häuslichkeit zu lieben vermochte.

Die darüber tief bekümmerten Eltern erkannten also zwar die Fehler ihrer ältesten Tochter; allein sie übersahen manchen, weil Agraffia die Kunst verstand, ihnen Kränkungen und Aerger mancher Art zu bereiten, wenn sie zuvor scharfer Tadel getroffen hatte, und auch mit darum, weil sie der Dienerschaft zu verbergen wünschten, daß eigentlich nur scheinbar,

vor Zeugen, ein gutes Einverständniß zwischen ihnen und Agraffia herrschte, dagegen sich nur ihr Vater aus ihrer Nähe entfernen durfte, wenn man sie gleich darauf geneigt finden wollte, die Uebrigen auf die eine oder andere Art entweder zu betrüben oder zu ärgern, auch allenfalls zu kränken; denn nur noch vor dem Reichsrath hatte sie einigermaßen Furcht, und bemühte sich, besser zu scheinen, als sie war, um ihn über ihren wahren Charakter zu täuschen.

---

Ignatowski betrachtete nicht selten seine Gemahlin mit großer Besorgniß, wenn sie so leichenblaß, von Kissen unterstützt, auf einem Ruhebett saß, und oft so leidend war, daß ihre Freundin Pelagia auch in der Nacht sie nicht verlassen wollte, sondern neben ihrem Lager saß und wachte. Aber ihr Arzt behauptete noch immer, daß ihre Krankheit nicht lebensgefährlich sei, sondern mit der Zeit allmählich sich verlieren werde, wie häufig es bei Nervenübeln so käme, und dieser Trost erhielt den Muth des sie so unaussprechlich liebenden Gatten noch immer aufrecht.

Eines Tages, als die Kranke sich leidlich wohl befand, erhielt ihre Freundin Pelagia einen Brief von ihrem Schwager, dem Hofkaplane Joseph Chemineffski aus Prag, worin er ihr den Besuch ihres Sohnes ansagte, den sie nun schon sieben Jahr nicht

gesehen hatte. Waldomir sollte nämlich einen Freund seines Oheims nach Krakau begleiten, der sich jedoch daselbst nur wenige Tage aufzuhalten gedachte, und sich schon bereits auf dem Wege dahin befand.

Waldomir hatte seit seiner Anwesenheit von Prag, öfter an seine Mutter geschrieben und stets gegen sie gerühmt, wie gut es ihm bei seinem Oheime ergehe, der im königlichen Schlosse wohnte. Allein es hatte sich bis jetzt noch keine passende Gelegenheit gefunden, mit der er füglich nach Krakau kommen konnte, und deshalb mußte Pelagia die Freude, ihren Sohn wiederzusehen, immer länger entbehren. Jedoch hatte sie sich darüber noch immer beruhigt, indem sie wußte, daß es diesem gut ging, und weil er ihrer stets mit kindlicher Zärtlichkeit gedachte. Im Uebrigen aber erhielt sie unterdessen nicht nur jährlich eine ansehnliche Unterstützung an Geld, sondern auch sonst noch viele werthvolle Geschenke von ihrem Schwager.

Als Pelagia erfahren hatte, daß ihr die Freude bevorstand, ihren Sohn bald wieder zu umarmen, wollte Vannienka, daß sie in der Zeit, wo Waldomir bei ihr verweilen durfte, ihm ausschließlich sich widmete, was am besten in Gayrozany geschehen konnte.

Pelagia ging darauf ein, weil sie ihre Freundin wohler als früher wußte, und nahm sich vor, auf

einen Tag mit ihrem Sohne nach Krakau zu kommen, die übrige Zeit aber mit ihm in Gayrozany zuzubringen, wohin sie nun sich begab, weil er ganz nahe bei diesem Landsitze vorüberkam. Auch traf sie Anstalten, daß er es erfuhr, wo sie ihn erwartete, und schon nach wenigen Tagen schloß sie den so sehnlich Erhofften in ihre Arme.

Waldomir hatte seit der Trennung von seiner Mutter in jeder Beziehung gewonnen. Sein Aeußeres war ungemein anziehend geworden, und er verstand es, sich in gewählten Worten auszudrücken, ohne daß er dabei sich geziert zeigte. Sein Anzug war ungemein fein, seine Wäsche eben so, und er zeigte sich so freudig bewegt, als er seine Mutter wieder sah, daß sich diese dadurch vollkommen befriedigt fühlte. Dabei verläugnete er es jedoch später auch nicht, daß er eine sehr innige Liebe für den Bruder seines verstorbenen Vaters empfand, und sprach unaufhörlich davon, daß dieser ihm so viele Wohlthaten erzeige. Auch nannte er die große Summe, welche sein Oheim für den wissenschaftlichen Unterricht für ihn ausgab, und erzählte, daß der Edelmüthige jede geschäftsfreie Stunde ihm widmete, mit ihm weite Spaziergänge unternahm, und bei dieser Gelegenheit ihm aus dem Schatze seines Wissens reiche Gaben mittheilte.

Ein Menschenkenner, der Waldomir mit ruhiger

Besonnenheit genau beobachtet hätte, würde gefunden haben, daß er, für sein Alter, nicht nur bei weitem zu ernst war, sondern eine ganz eigenthümliche Art von Schwärmerei in seinem ganzen Wesen zeigte, welche deutlich die Richtung verrieth, welche der Oheim bei der Erziehung seinem Gemüthe gegeben hatte. Ja, jeder Unbefangene würde sogleich den künftigen Priester in ihm erkannt haben, und wenn seine Mutter gleichfalls diese Entdeckung gemacht hätte, so hätte diese sie nicht wenig in Schrecken gesetzt, da es nicht ihr Wille war, daß ihr Sohn diesen Stand wählen sollte; denn sie erinnerte sich der Aeußerungen ihres Gemahls, der ihn entweder als Soldat zu sehen wünschte, oder wenn er dem widerstrebte, ihn in den Staatsdienst bringen wollte, weil er den Priesterstand überaus haßte, aus welchem Grunde sie auch damals ihrem Schwager mitgetheilt hatte, als er gekommen war, um ihren Sohn abzuholen, daß es in jedem Falle ihr Wunsch nicht sei, ihn künftig als Priester zu sehen. Sie konnte daher auch nicht glauben, daß der Hofkaplan Chemineffski ihren Sohn zu einem Stande sollte gezwungen haben, der ihm, seines lebhaften Temperamentes wegen, gewiß nicht zusagte.

Allein gerade das, was jedem Andern an Waldomir aufgefallen wäre, versetzte seine Mutter in Entzücken; denn sie betrachtete den Ernst, welchen

er zeigte, als er zu ihr zum Besuche kam, für eine Folge der feinen Bildung, die er in Prag allerdings durch die Hand seines Oheims erhalten hatte. Sie hörte also mit der innigsten Freude auf die verständigen Reden ihres Sohnes, und nahm mit demselben Gefühle wahr, daß er es nicht an Beweisen seiner Kindesliebe fehlen ließ, sich auch nach jedem Mitgliede der Familie Ignatowski besonders erkundigte, und sich dankbar für das viele Gute äußerte, welches er selbst früher durch sie empfangen hatte, und seine Mutter bis zu diesem Tage. Da sie jedoch bei dieser Gelegenheit bemerkte, daß er sich darnach sehnte, sie Alle wiederzusehen, so schlug sie ihm vor, eher nach Krakau zu reisen, als sie sich erst vorgenommen hatte.

---

In Krakau angelangt, stellte Pelagia ihren Sohn sogleich dem Reichsrath Ignatowski vor, der sich aufrichtig darüber freute, daß Waldomir sich so vortheilhaft ausgewachsen hatte, und sich so fein gebildet zeigte. Allein er konnte sich nur kurze Zeit mit ihm unterhalten, weil er mit Geschäften überhäuft war, und später sah er ihn nur bei Tische, wo von allgemeinen Gegenständen gesprochen wurde; er konnte mithin auch nicht beurtheilen, welche Richtung man bei seiner Erziehung eingeschlagen hatte.

Als Pelagia Waldomir zu ihrer Freundin brachte, fanden sie zwar Vannienka von Kissen unterstützt sitzend, jedoch ziemlich wohl; weshalb sie sich auch mit ihm unterhielt, wie er gleichfalls Agraffia gesprächig fand, indessen Olga nur mit Aufmerksamkeit zuhörte, jedoch nicht selbst sprach, weil sie dazu zu schüchtern war.

Seine Erzählungen beschränkten sich aber hauptsächlich auf Schilderungen von Böhmen, besonders von Prag und von kirchlichen Gebräuchen, die bei öffentlichen Festlichkeiten stattfanden, von dem Könige und den Mitgliedern seiner Familie und von den verschiedenen Höflingen.

Sein Aeußeres befriedigte Jeden, der ihn sah, und man fand sein Benehmen angenehm; denn es ließ sich die Richtung nicht daraus entnehmen, welche man seiner Bildung gegeben hatte, wie seine Grundsätze in religiöser Beziehung, weil sich keine Gelegenheit dargeboten hatte, wo er sie hätte zeigen können; weshalb er nur erfreuliche Erinnerungen bei Allen zurückließ, die bei seinem kurzen Aufenthalte in Krakau mit ihm zusammen trafen. Man überhäufte also aus diesem Grunde die darüber erfreute Mutter mit Glückwünschen, daß Waldomir so viele gute Eigenschaften besaß, und dieser Umstand milderte den Schmerz der Trennung, welche ihnen so nahe bevorstand.

Nur die beiden Schwestern Agraffia und Olga sprachen kein Urtheil über Waldomir gegen dessen Mutter aus; aber die Ursache, warum sie schwiegen, war verschieden.

Ihre natürliche Schüchternheit hielt Olga davon ab, den schönen Jüngling, wie Andere es thaten, zu loben, und sie fürchtete sich auch, daß sie dadurch ein Gefühl offenbaren könnte, das zwar schon früher Wurzel in ihrem Innern gefaßt, das sich jedoch nun erst deutlicher entwickelt hatte, ohne daß sie sich noch den rechten Namen davon angeben konnte. Agraffia aber, obwohl sie Waldomirs Vorzüge sich eingestehen mußte, wollte diese doch nicht vor Andern anerkennen, weil sie ihm jetzt noch ebensowenig wohlwollte, als früher, und aus keiner anderen Ursache sich so viel mit ihm unterhielt, als weil sie wünschte, die Sitten und Gebräuche im Lande Böhmen kennen zu lernen.

Pelagia bemerkte zwar mit Verwunderung, daß die beiden Schwestern kein Wort zum Lobe ihres Sohnes sagten; allein nur von Olga kränkte es ihr, dagegen sie die Schattenseiten von Agraffia's Charakter kannte, und darum wußte, daß sie nie daran dachte, auf irgend eine Weise Jemandem einen Freude zu bereiten. Aber es dauerte nicht lange, bis Olga gegen sie das in Gegenwart Anderer über Waldomir behauptete Schweigen brach, und nun, so oft sie sich allein befanden, wenn auch Waldomir nicht immer

gegen dessen Mutter lobte, doch öfter von ihm sprach, und eben darum ihre Vorliebe für ihn offenbarte.

---

Bevor Waldomir Krakau verließ, beschenkten ihn die sämmtlichen Mitglieder der Familie des Reichsraths Ignatowski mit werthvollen Gegenständen, und zwar deshalb, weil seine Mutter niemals von ihnen dergleichen angenommen, sondern sie vielmehr dringend gebeten, ihr auf diese Weise kein Zeichen von Dankbarkeit dafür zu geben, daß sie, während Vannienka so häufig krank war, mit schwesterlicher Liebe ihre Pflege einzig übernommen hatte. Nur Gaben von niederem Werthe durften sie ihr verehren, und diese empfing sie sogar gerne von ihnen: Blumen, die sie selbst gezogen; Gemälde, die ihre Freundin bei noch minder leidendem Zustande gemalt, wie denn die Malerkunst besonders Olga gut von ihr gelernt hatte. Agraffia aber wählte nun ein Gebetbuch mit kostbarem silbernen Beschlage.

Seine Mutter sah ihn zufällig an, als er das Buch aus Agraffia's Händen empfing, und stutzte, als sie sah, daß sein Auge vor Freude leuchtete, indem er es aufschlug, in dem Gebetbuche einige Augenblicke las und darauf seinen Dank gegen die Geberin lebhaft aussprach. War es diese, welche ihn besonders interessirte, oder das Geschenk selbst? Er

hatte kurz vorher einen schönen silbernen Becher von der Gemahlin des Reichsraths erhalten und von diesem so äußerst werthvolle optische Instrumente, die er bei seinen Studien benutzen konnte; aber alles das schien ihn nicht in dem Grade erfreut zu haben, als dieses Gebetbuch. Pelagia stellte eben darüber ihre Betrachtungen an, als ihre Gedanken plötzlich einer anderen Richtung folgen mußten.

Beide Schwestern, sowohl Agrassia als Olga, wußten durch ihre Eltern, daß sie schöne und kostbare Gegenstände zum Geschenk für Waldomir kaufen sollten, doch ihre Mutter hatte ihnen die Wahl derselben überlassen, da ihr Unwohlsein sie verhinderte, sich damit zu beschäftigen, und sie doch unmöglich ihrer Freundin Pelagia einen Auftrag der Art ertheilen konnte. Agrassia hatte auch ihre Wahl im Sinne ihrer Mutter ausgeführt; allein Olga kam noch immer nicht mit ihrem Geschenke, und als sie endlich in das Zimmer trat, wo sie Alle, außer ihrem Vater, beisammen fand, den Geschäfte nach der Reichskanzlei geführt hatten, fragte ihre Mutter, halb empfindlich über ihr langes Ausbleiben: „Nun Olga, was hast denn Du für Waldomir zum Geschenke ausgewählt; es muß ein recht besonders schöner Gegenstand sein, da es so lange gedauert hat?“

„Ich habe gar nichts gekauft,“ erwiederte Olga, und erregte dadurch vollends den Unwillen ihrer

Mutter, welche beinahe erschreckt ausrief: „Wie, Olga — gar nichts?“

„Nein,“ sagte diese und nahm dabei eine Rose von der Brust, die sie ihm überreichte, indem sie zu ihm sagte: „Sieh’, lieber Waldomir, diese Rose ist von dem Stocke, den wir beide vor Deiner Abreise nach Prag gemeinschaftlich in Gayrozany gepflanzt haben; Du wirst Dich wohl noch darauf besinnen. Dicht vor dem Tummelplatze unserer kindischen Spiele, als wir noch klein waren. Ich habe sie selbst dort vor etwa einer Stunde nur gebrochen, und bitte Dich, daß Du diese Rose zur Erinnerung an jene Zeit aufbewahren mögest.“

„Aber Olga,“ sagte deren Mutter mit tadelndem Tone, „nichts weiter hast Du ihm zu schenken?“

Agraffia lächelte dabei spöttisch, doch Waldomir griff hastig nach der Blume, und sagte zu Olga mit einem Ausdrucke von großer Innigkeit: „Ich danke Dir von Herzen für dieses Geschenk. Du hättest mir kein werthvolleres verehren können, und sei versichert, daß ich es zur Erinnerung an die glückliche Zeit unserer Jugend aufbewahren werde.“

Hätte Jemand im Innern des schönen Jünglings lesen können, so würde er sich überzeugt haben, daß dieser wirklich mehr Werth auf die eben aus Olga’s Hand empfangene Rose legte, als auf alle

die übrigen reichen Geschenke, welche er erhalten hatte.

Indem ihre Mutter fortfuhr, sie mit strengen Worten zu tadeln, Waldomir sie eifrig vertheidigte, ihre Schwester recht hämisch dabei aussah, und Pelagia sie sämmtlich schweigsam beobachtete, senkte Olga das Auge zu Boden, erröthete, erwiederte kein Wort zu ihrer Entschuldigung, und ein Menschenkenner würde sich überzeugt gehalten haben, daß eben ein beglückendes Empfinden ihre Brust erfüllte.

Etwa eine Stunde später, als Waldomir beim Einpacken seines Koffers sich bückte, bemerkte dessen Mutter, daß er auf der bloßen Brust eine kleine Kapsel trug, die sie sonst noch nie bei ihm bemerkt hatte, weshalb sie ihn darnach fragte.

Waldomir lächelte geheimnißvoll, und gab ihr eben so zur Antwort: „Diese Kapsel habe ich seit meiner Anwesenheit in Prag allerdings stets getragen; allein sie enthielt bis vor etwa einer Stunde einen andern Gegenstand, als in diesem Augenblicke, eine Reliquie: eine Dorne von denen, welche sich an der Krone unseres Heilandes befanden, als man ihn kreuzigte. Ich habe sie jedoch sorgfältig aufbewahrt, und sie soll in einem silbernen Behältnisse eine Stelle auf meinem kleinen Betaltare einnehmen, welcher sich in meinem Schlafgemache in Prag befindet.“

„Aber nun hast Du mir nur gesagt, was früher darin befindlich war," sagte Pelagia lächelnd, „nicht was gegenwärtig darin ist."

„Nun," erwiederte Waldomir eben so geheimnißvoll wie vorhin, „Euch kann ich es wohl sagen, sonst aber darf es Niemand erfahren; denn man könnte mein Verfahren mißdeuten, mir Eigenliebe andichten — Hochmuth. In dieser goldenen Kapsel sind die Blätter von der Rose eingepreßt, welche mir Olga geschenkt hat, und den Stengel habe ich gleichfalls sorgsam aufbewahrt."

Pelagia empfand während der Mittheilung ihres Sohnes Besorgnisse für dessen Ruhe, wenn er etwa Olga's Bild in seinem Herzen mit sich nehmen möchte, wie er jetzt die von ihr empfangene Rose darauf trug. Sie bemitleidete ihn sogar schon jetzt, indem sie daran dachte, daß er jedenfalls ihrem Besitze würde entsagen müssen, wenn er sie auch noch so innig lieben sollte, weil ihr Vater gewiß die Absicht hatte, seine Töchter nur mit solchen Männern zu vermählen, die ihrer zeitlichen Güter wegen eine Stütze für das Land werden konnten, wenn dieses in Gefahr gerieth, und dann eben so nothwendig Geld als Krieger brauchte, die es vertheidigten; wogegen der Sohn einer armen Wittwe, der eines Selbstmörders, ein junger Mann, der nur von den Wohlthaten lebte, die ihm sein Oheim zufließen ließ,

gewiß kein Gegenstand war, den der Reichsrath Ignatowski sich zum Eidame würde wählen wollen.

Aus diesem Grunde wagte Pelagia zwar nicht, mit Waldomir über diese Angelegenheit deutlich zu sprechen, weil sie befürchtete, daß sie einen Funken, der jetzt vielleicht nur erst in seinem Herzen glimmte, zur hellen Flamme durch ihre Warnung anfachen würde; aber sie war froh, daß Waldomir wieder Krakau verließ, und meinte, bei seiner großen Jugend würde das Bild, welches er allenfalls in seinem Herzen mit nach Prag nahm, das seiner ehemahligen Spielgefährtin Olga, wohl bald verbleichen. Aber als der Augenblick des Abschiedes heranrückte, und sie wahrnahm, mit welchem Schmerze Waldomir von ihnen schied, mit welchem er besonders Olga Lebewohl sagte, da erneuerten sich ihre Besorgnisse; sie segnete ihn mit einem Ausbruche von tiefer Wehmuth, unter Vergießung vieler Thränen, und ermahnte ihn, die von seinem Oheime gegen ihn ausgesprochenen gut gemeinten Lehren doch ja in allen Stücken zu befolgen. Das gelobte Waldomir und reis'te nach Prag zurück.

---

Agraffia und deren Schwester lebten zwar in ziemlich gutem Vernehmen, als sie zu Jungfrauen heranwuchsen; allein das Verdienst davon war nur

der friedliebenden Olga zuzuschreiben, die es sorgfältig zu vermeiden wußte, daß kein Zwiespalt sich unter ihnen ereignen konnte — ihr, die lieber in den meisten Fällen ihre Meinung unterdrückte, und ihre Ueberzeugung nicht laut werden ließ, als daß sie ihre sehr reizbare Schwester zum Widerspruch verleiten wollte; denn Olga wußte, daß ihre Mutter sich ungemein darüber kränkte, wenn sie wahrnahm, daß Uneinigkeit zwischen ihren Kindern stattfand, und liebte die gegen alle so Gütige zu sehr, als daß sie diese betrüben konnte. Indessen eben der Umstand, daß man ihr immer nachgab, wenn sie es darauf anlegte, einen Zwist herbeizuführen, machte Agraffia nur noch eigensinniger und unduldsamer; er bestärkte sie in dem Glauben, daß sie ihrer Klugheit wegen im Stande sei, den Willen Anderer zu beherrschen, und um ihrer Schönheit willen es auch verdiene, daß man ihren Launen nachgebe. Ueberhaupt aber bestärkte sich dieser Nachgiebigkeit wegen die Meinung bei ihr, als ob sie Olga eben so mit ihren geselligen Talenten überstrahle, wie sie wirklich an äußeren Reizen ihre Schwester verdrängen konnte, obgleich diese gleichfalls gewiß schön war.

Allein darin irrte sie sich; denn Olga tanzte mit derselben Grazie, wie Agraffia, im Kreise ihrer Gespielinnen — da Beide noch an keiner Gesellschaft Theil nehmen durften — sie spielte eben so meister-

haft die Harfe wie Agraffia, und malte noch bei weitem vorzüglicher, als ihre Schwester. Aber Olga war zu bescheiden; sie wollte mit ihren Vorzügen nicht glänzen, und so blieb es auch später.

Mit wahrem Entzücken hatte Agraffia von jeher an die Zeit gedacht, wo sie würden zum ersten Male zum Tische des Herrn gegangen sein, und dann darauf von ihren Eltern möchten bei Hofe vorgestellt werden. Sie sehnte sich aber auch eben so nach der Zeit, wo sie bei den Festen der Großen erscheinen, und alle Männer durch den Eindruck, den ihre Reize würden zu Wege bringen, bezaubern könnte. Doch es war noch über ein Jahr bis dahin, und der Umstand erweckte öfter ihren Aerger; denn eher durfte sie, nach dem festen Willen ihres Vaters, keine Gesellschaft besuchen.

Eigentlich hatte ihre Mutter zum Theil daran Schuld, daß Agraffia sich schon so frühzeitig nach ihrer Vorstellung bei Hofe sehnte; denn sie pflegte ihren Töchtern häufig davon eine Schilderung zu entwerfen, wie es dort zuging, was es da zu sehen gab, welche Pracht dann allenthalben herrschte, wenn die Großen des Reiches sich um den Thron versammelten, und welches Vergnügen die jungen Damen und Cavaliers empfänden, wenn sie an allen diesen Herrlichkeiten Theil nehmen könnten.

Vannienka fehlte allerdings darin, daß sie die

Phantasie ihrer ältesten Tochter mit solchen Bildern bereicherte, welche sie darum gerne selbst schauen wollte. Allein es geschah nur darum, weil sie so, ohne Strenge anzuwenden, Agraffia am sichersten an ihre Seite zu fesseln vermochte, die ihr am liebsten Stunden lang zugehört hätte, wenn sie ihr von solchen Dingen erzählte, die am Hofe vorgingen, und gewiß kein Vergnügen an diesen Schilderungen weiter empfand, als das, ihre Töchter an ihrer Seite zu sehen.

Auch Olga suchte in der Regel jedes Gespräch der Art absichtlich weiter auszudehnen, aber nur in derselben Absicht, mit der ihre Mutter erzählte, die sich nie glücklicher fühlte, als wenn sie ihre Kinder dicht um sich versammelt hatte, und an Agraffia nicht eine sonst bei ihr gewöhnlich vorhandene Unruhe bemerkte, welche sie nöthigte, nie lange auf einer Stelle sich aufzuhalten, wenn sie sich nicht besonders gut unterhalten sah.

Diese Unruhe aber entstand daher, daß Agraffia sich nicht auf eine nützliche Weise beschäftigen wollte, oder durch solche Zerstreuungen sich zu vergnügen wünschte, an welchen Mädchen ihres Alters sonst gerne Theil nehmen. Erst empfand sie also bald Langeweile, und diese erregte dann ihre üble Laune, durch welche sie ihrer nächsten Umgebung lästig fallen mußte.

Als sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, glaubte sie nun eingesegnet zu werden; allein sie sah ihre Hoffnungen scheitern; denn ihr Vater meinte, daß es erst dann geschehen sollte, wenn auch ihre Schwester mit ihr zugleich zum Tische des Herrn gehen könne, mithin erst nach einem halben Jahre. Dazu veranlaßte ihn ein wichtiger Grund, und er handelte in völliger Uebereinstimmung mit seiner Gemahlin. Er mußte nämlich glauben, daß sich bald nach ihrer Vorstellung bei Hofe Freier für sie finden würden; denn ohne daß beide Eltern eine blinde Vorliebe für ihre Töchter empfanden, mußten sie sich doch überzeugt halten, daß sie schöner, weit schöner waren, als alle die jungen Damen des Hofes. Auch konnten sie annehmen, daß der Umstand, daß sie ein bedeutendes Vermögen von einer Schwester ihrer Mutter geerbt, die bald nach ihrer Geburt gestorben war, und es ihnen in ihrem Testamente zugesichert hatte, indem damals ihr Bruder noch nicht auf der Welt war, nicht wenig dazu beitragen würde, eine Menge junge Männer ihres Standes zu verlocken, sich gleichfalls um ihre Hand zu bewerben. Sie aber wollten gerade das hintertreiben, weil es nicht in ihrem Plane lag, ihre Töchter sehr jung zu vermählen, indem Beide glaubten, daß Vannienka's beständiges Kränkeln nur daher stamme,

daß sie zu früh geheirathet habe, und vor solchem Unglücke wollten sie ihre Töchter bewahren.

Der sehr einsichtsvolle Vater benutzte daher jeden nur erdenklichen Vorwand, um die Einsegnung der beiden jungen Mädchen zu verhindern. Bald sollte die schwankende Gesundheit seiner Gemahlin daran schuld sein, die darum unmöglich sie nach ihrer Einsegnung nach Hofe begleiten konnte; bald waren vornehme Fremde in Krakau angelangt, die er erst wieder wollte abreisen lassen, damit der König und dessen Gemahlin sie einigermaßen beachten konnten, sobald sie bei Hofe vorgestellt wurden — kurz, es fanden sich eine Menge Hindernisse, die der Reichsrath Ignatowski gerne benutzte, um dahinter seine wahre Absicht zu verbergen, obgleich er von seinen Bekannten dazu gedrängt wurde, endlich einmal seine Töchter bei Hofe vorzustellen.

Während dieser Verzögerung hatten Agraffia und ihre Schwester den üblichen Religionsunterricht bei dem Geistlichen genossen, welcher in der Nähe von Gayrozany wohnte, und konnten mithin jeden Tag eingesegnet werden.

Agraffia war untröstlich darüber, daß die Erfüllung ihrer liebsten Wünsche so lange verschoben wurde; allein sie mußte scheinbar sich in Geduld darin fügen, da sie die Festigkeit ihres Vaters bei jedem einmal gefaßten Entschlusse kannte.

Indessen rückte doch endlich die Zeit heran, wo er nicht mehr länger Ausflüchte zur Beförderung seines Vorhabens erfinden konnte, und deshalb traf er in Bezug darauf mit seiner Gemahlin beim vertraulichen Zusammensein Verabredungen darüber, welchen Tag sie zur Einsegnung ihrer Töchter wählen sollten, als Ereignisse eintraten, die ihn noch weit in die Ferne hinausschoben.

Es war die Nachricht von dem Einbruche der Zaporowischen Kosacken und ihrer Verbündeten, der Tartaren, in das polnische Gebiet, welche den Reichsrath bestimmte, diese Familienfeier noch auszusetzen, bis er nach dem Kampfe mit ihnen, wie er hoffte, siegreich zurückkehrte; denn er glaubte nicht, daß dieses sich so lange verzögern würde, bis es später doch so kam.

Agraffia fügte sich mit mehr Ruhe in diese Bestimmung, als man es ihr zutrauen konnte, und zwar aus dem Grunde, weil ohnehin nicht daran zu denken war, daß ihre Mutter während der Abwesenheit ihres Gemahls sich nach Hofe, oder sonst in eine große Gesellschaft mit ihnen verfügen würde, vielmehr gewiß auf den Gedanken kam, indessen in Gayrozany bei ihrer Freundin Pelagia zu verweilen, wie es in der That auch so eintraf.

Daß nach jener verhängnißvollen Schlacht, wo der Reichsrath Ignatowski in die Gefangenschaft der Tartaren gerieth, sich auch nicht die geringste Spur zeigte, nach der man hätte schließen können, daß er noch lebte, versetzte Vannienka in die tiefste Traurigkeit, und als es auch fortgesetzt so blieb, empfand sie bitteren Kummer; denn sie liebte ihren Gatten über jede Beschreibung, und weil sie befürchten konnte, daß sie diesen harten Schlag nicht lange überleben würde, so dachte sie beständig daran, daß ihre drei Kinder dann verwaiset in der Welt zurückblieben. Darum aber verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand bedeutend, und sie vermochte öfter mehrere Wochen das Bett nicht zu verlassen. Höchst betrübt und schmerzvoll für sie und die Ihrigen verfloß daher die Zeit, welche ihr Gemahl erst in der Gefangenschaft der Tartaren zugebracht, und später theils durch Krankheit, so wie auch durch seinen eigenen Willen, in der Hütte jenes Hirten mit Fatimen war zurückgehalten worden. Es glaubte deshalb auch bald Jedermann an seinen Tod.

Es waren für alle die Seinigen kummervolle und thränenreiche Tage, welche sie in Gayrozany zubrachten, und sie lehnten hier jeden Besuch ab, sogar den der königlichen Familie, nachdem diese sich hatte anmelden und hinzufügen lassen, daß sie die Absicht habe, die Hinterbliebenen des Reichsraths

Ignatowski zu trösten; denn es war kein leerer Vorwand, als man darauf erwiedern ließ, daß die Wittwe durchaus nicht im Stande sein würde, die geringste Aufregung zu ertragen, und daß ihr Arzt, Herr Opacki, es nicht einmal zugebe, ihr mitzutheilen, was für eine große Ehre die Königin und deren Gemahl ihr zugedacht hätten, daß jedoch die darüber hocherfreuten Töchter es sich vorbehielten, künftig mit ihrer Mutter gemeinschaftlich dem Herrscherpaare dafür zu danken.

Vannienka, welche ihren Gemahl für todt hielt, weil er sonst gewiß irgend eine Nachricht über sich an sie würde haben gelangen lassen, befahl endlich ihren Kindern, daß sie Trauer anlegen möchten, und ließ gleichzeitig für die Dienerschaft solche anschaffen. Auch ließ sie in der Kirche, zu welcher sie sich in Krakau hielt, die üblichen Todtenfeierlichkeiten veranstalten und von der Kanzel öffentlich für die Ruhe seiner Seele beten. Ganz dasselbe geschah in Gayrozany, und so krank sie sich befand, ließ sie doch nicht davon ab, daß sie selbst ihre Kinder nach der Kirche begleiten wolle, die sich nicht weit von ihrer Besitzung befand; aber sie fühlte sich darauf so ermattet, daß alle für ihr Leben zitterten, und Pelagia selbst glaubte, daß sie diesen harten Schlag des Schicksals nicht überleben werde. Am folgenden Tage aber traf der als todt Beweinte plötzlich in Gayrozany

ein und ward von den Seinigen mit Entzücken empfangen, mit Freudenthränen umarmt, und mit welcher Inbrunst des Herzens dankten sie Gott für seine Erhaltung.

Ganz Krakau, mit wenigen Ausnahmen, freute sich über die glückliche Wendung des Schicksals der Seinigen, denn er genoß eine allgemeine Achtung.

Unter diese Ausnahmen gehörte aber die Königin nebst ihrem Gemahle, der überhaupt nur wünschen durfte, was sie dazu vorschlug. Allein öffentlich zeigte eben sie die größte Betrübniß gegen die Höflinge über den Verlust eines Mannes, der ihrem Gemahle ein treuer Freund und Rathgeber in allen mißlichen Fällen, auch ein ebenso vorzüglicher Feldherr als Staatsmann gewesen sei. Sie that es darum, weil sie Jedermann über die wahren Gesinnungen, die sie gegen Ignatowski in ihrem Innern hegte, zu täuschen bezweckte, und ihr Schrecken war in der That nicht geringe, als sie vernahm, daß ihr ärgster Feind — oder vielmehr Derjenige, den sie in der Welt am meisten haßte, noch lebte und schon zurückgekehrt sei nach Krakau. Sie spielte jedoch ihre Rolle fort und so natürlich, daß sie die Meisten aus ihrer Umgebung dadurch täuschte, indem sie sich stellte, als ob sie sich über die empfangene Nachricht freute, auch so den Reichsrath bewillkommnete, in keiner Art aber sich auf eine dankbare Weise wegen der

Lebensrettung ihres Gemahls ausdrückte, welche Ereignisse auch dieser ganz vergessen zu haben schien.

Ignatowski befand sich noch zu leidend, als daß er jetzt schon sich irgend einem Geschäfte unterziehen konnte; er beschloß daher, vorläufig bei den Seinigen in ungestörter Ruhe zu verweilen, und reis'te noch an demselben Tage seiner Ankunft in Krakau, ja sogar in derselben Stunde, nachdem er sich bei Hofe vorgestellt hatte, nach Gayrozany ab.

Hier erholte er sich auch zusehends, und die Freude, ihn wiederzubesitzen, wie seines Umganges nun für längere Zeit ungestört genießen zu können, wirkte gleichfalls außerordentlich vortheilhaft auf die Gesundheit seiner Gemahlin.

Sobald jedoch Agraffia nur bemerkte, daß ihre Eltern sich wieder wohl befanden, brachte sie gleich ihren Lieblingswunsch zur Sprache, nach dem sie wollte eingesegnet und bei Hofe vorgestellt werden; da nun ihr Vater einsah, daß der Zeitpunkt unmöglich länger zu verschieben sei, so ging er auf ihre Bitten ein, und sie traf darauf schnell Anstalten, daß sie so geschmackvoll und kostbar, wie es die Verhältnisse geboten, bei Hofe erscheinen konnte, was für sie die Hauptsache war, dagegen sie nur nebenbei an die religiöse Feier ihrer Einsegnung dachte.

Mit Olga dagegen war es ein ganz Anderes; sie empfand keine besondere Sehnsucht darnach, bei

Hofe, oder sonst in einer großen Gesellschaft zu erscheinen; vielmehr empfand sie beinahe Angst, wenn sie daran dachte, daß es doch nun jedenfalls bald so kommen würde, daß es sein müßte, und konnte nicht begreifen, wie ihre Schwester diesen Augenblick kaum erwarten konnte, wenn sie nicht mit sich einig wurde, was für eine Wahl sie bei ihrem Anzuge treffen sollte, und wie sie mit ausgelassener Freude daran dachte, daß sie so schön gekleidet und geschmückt, ebenso wie durch die Macht ihrer Schönheit alle die jungen Damen des Hofes bei weitem überstrahlen würde; sogar ihre eigene Schwester, wie sie diese nicht undeutlich merken ließ, worüber Olga jedoch nur lachte und scherzte.

Mit Verwunderung nahm Agraffia war, daß Olga eines Tages sehr traurig aussah, häufig in Gedanken saß, und daß sie heimlich sogar mußte geweint haben, wie die Spuren ihrer Thränen es verriethen; daß sie auch wieder so gut wie gar nicht an ihren Anzug dachte, den sie bei ihrer Vorstellung am Hofe tragen wollte und mühsam eine gewisse Wehmuth, die sich ihrer bemeistern wollte, zu verbergen suchte.

Agraffia hatte ganz recht mit ihrer Wahrnehmung; aber Olga konnte sich bei der Prüfung ihres Innern keine Rechenschaft ablegen, weshalb sie sich eigentlich so sehr über eine Sache betrübe, die sie im

Grunde nichts anging; oder vielmehr sie wollte sich die wahre Ursache ihres Kummers nicht eingestehen. Pelagia nämlich, welche öfter mit Olga von ihrem Sohne sprach, wenn sie sich mit dieser allein befand, hatte ihr eines Tages entdeckt, daß Waldomir in seinen Briefen eine besondere Vorliebe für den priesterlichen Stand ausgesprochen und in seinem letzten sogar sie dringend darum angegangen habe, ihm ihre Einwilligung dazu nicht zu versagen, wenn er beabsichtige, Priester zu werden.

Dieser Umstand hatte seine Mutter unendlich betrübt, und sie vergoß nun Thränen, indem sie zu Olga sagte: „Ich habe mir vorgenommen, an Waldomir zu schreiben und ihn dringend zu ermahnen, daß er sich bei diesem wichtigen Schritte nicht übereilen möge, da er nicht zurück genommen werden kann, wenn er erst einmal geschehen ist, und später eine fürchterliche Empfindung in seiner Brust erwachen würde, wenn er dann erst seinen Irrthum einsähe und ihn bereute.“

Olga erschrak über diese Mittheilung und hörte ihr mit einer besonderen Unruhe des Gemüthes zu; endlich aber fragte sie: „Habt Ihr schon mit meinen Eltern über diese Sache gesprochen?“

„Mit Deiner Mutter allerdings,“ antwortete Pelagia; „denn ich habe vor ihr kein Geheimniß. Sie theilt ganz meine Ansicht und hat mir gerathen,

mit meiner Warnung an Waldomir nicht zu säumen; Dein Vater aber weiß noch nichts davon, weil er ohnehin jedesmal verdrießlich nach Hause kommt, wenn er in Krakau war, und ich befürchten mußte, daß ihn meine Mittheilung nur noch mehr verstimmen werde."

„Ihr habt Recht," sagte Olga mit einem Seufzer; „der Staatsdienst scheint ihm vollends lästig geworden zu sein, seitdem er den Undank des Königs hat kennen lernen; denn zeigte dieser sich etwa gegen meinen Vater erkenntlich dafür, daß er ihm, so wie früher schon einigemal, auch in den Kämpfen gegen die Tartaren das Leben gerettet hat? Sprach er nur von diesem Ereignisse? War er — und diesem Beispiele folgte auch die Königin, also auch sie trifft gerechter Tadel — waren sie Beide nur besonders erfreut darüber, daß Gott den Guten erhalten hat? Aus diesem Grunde — weil Alles nicht so ist, wie es sein sollte — begreife ich nicht, warum mein Vater nicht seine Stelle niederlegt und sich ganz vom Hofe zurückzieht, da sein Vermögen groß genug dazu ist, daß er nach seinem Wohlgefallen zu handeln vermag."

„Allerdings läßt sein Reichthum zu, daß er jedes andere Einkommen entbehren kann," antwortete Pelagia; „es ist ihm gewiß auch nicht um ein solches zu thun. Allein er vermag sich nicht eher vom Hofe

zurückzuziehen, als bis er seinem Sohne eine seiner Herkunft würdige Laufbahn eröffnet und Euch, seine Töchter, nach den Ansprüchen vermählt hat, die an das Schicksal zu richten Euch Eure Geburt berechtigt. Ist das geschehen, so wird er — ich glaube es ganz fest — Krakau wohl für immer verlassen."

„Meine Schwester kann sich gewiß bald darauf vermählen, wenn sie nur erst bei Hofe vorgestellt worden ist," sagte Olga und setzte mit einem halben Seufzer hinzu: „ich dagegen werde nie einem Manne meine Hand zum ehelichen Bunde reichen."

„Kind, was faselst Du da!" rief Pelagia zwar lachend, aber doch mit sanft tadelndem Tone aus; „wenn nur der rechte Freier sich einfindet, so flechte ich Dir den Brautkranz selbst in das Haar, und das wird eher geschehen, als wir es wünschen."

Olga lächelte wehmüthig und schüttelte dabei den Kopf; jedoch schwieg sie und sagte erst nach einer Weile: „Es kann auch anders kommen, als Ihr denkt. Doch — von was sprachen wir vorher — richtig, von Waldomir. Ich denke, daß es vor Allem nothwendig ist, daß Ihr meinem Vater von dem Vorhaben Eures Sohnes in Kenntniß setzt, da er einzig nur Euch rathen kann, wie Ihr nun handeln müßt. Laßt Euch mithin nicht durch Besorgnisse davon zurückhalten, daß Andere seine Zeit beschränken und er mit darum verdrießlich gestimmt aus Krakau

zurückkommt, mithin dann nicht geneigt sein möchte, noch mehr Klagen anzuhören, die ihm dort in zu großer Menge ohnehin vorgetragen worden. Faßt vielmehr Muth dazu und entdeckt ihm Euer Anliegen, sprecht ihn um Rath an in dieser wichtigen Sache. Erst eben ist er hier eingetroffen, und soviel ich weiß, allein in seinem Gemache; begebt Euch daher schnell zu ihm."

Pelagia versprach es und führte ihren Vorsatz aus; Olga aber blieb in Gedanken verloren zurück.

---

Olga wußte, daß ihr Vater kein Freund der Geistlichkeit war und nur selten eine Ausnahme gelten ließ, wenn er alle die Herren für Heuchler und Ruhestörer der Familien erklärte, in welchen sie sich Zutritt zu verschaffen wußten, unter welche Ausnahmen er jedoch den Pfarrer Radiatowski rechnete, dem er Fatimen anvertraut hatte; dagegen er aber in Pelagia's Gegenwart in der Regel sich Zwang auflegte, statt ein Urtheil über den Stand auszusprechen, dem er durchaus nicht wohl wollte; denn er hatte sich öfter davon überzeugt, daß die Freundin seiner Gemahlin anders dachte, als er, und wollte mit seinen Aeußerungen ihr darum keine Kränkung verursachen. Aus diesem Grunde hoffte also auch Olga, daß ihr Vater es nicht zulassen möchte, daß Waldomir Prie-

ster würde, und daß er auch dessen Mutter auseinander setzen würde, daß sie nicht vermögend sei, den geistlichen Stand richtig zu beurtheilen, weil sie dazu nicht genug Menschenkenntniß besitze und nicht sobald eine Gelegenheit finden möchte, wo sie die Jünger des Herrn könnte richtiger beurtheilen lernen, als bisher, und diese Betrachtungen, welche sich ihr schnell aufdrängten, veranlaßten Olga, die Freundin ihrer Mutter an ihren Vater um Rath und Beistand zu weisen, weil ihr der Gedanke schon fürchterlich war, daß Waldomir ein Priester werden könnte, warum — wollte sie sich nicht gerne selbst gestehen.

Nachdem der Reichsrath Ignatowski Waldomir's letzten Brief gelesen hatte, rief er lachend aus: „Habe ich es mir doch schon längst gedacht, daß es mit der Großmuth des geistlichen Herrn Oheims eine besondere Bewandtniß hätte! O, gewiß ist er von jeher schon mit dem sauberen Entschlusse umgegangen, den ehrlichen Burschen allmählig mit einem Netze zu umgarnen, aus dem er sich nicht mehr heraus zu winden vermag, sobald er es ihm erst über den Kopf wird gezogen haben, womit er bald fertig wäre, wenn wir ihn nicht daran verhinderten. Allein das wollen wir, wenn Ihr anders mit mir einerlei Meinung seid; nämlich, wenn Ihr noch heute an Euren Sohn schreiben und Eure ganze Beredtsamkeit aufbieten wollt, um ihn von dem albernen Streiche zurückzu-

halten. Aber auch ich beabsichtige, an ihn zu schreiben und ihm zu sagen, daß er im Begriffe steht, sich für sein ganzes Leben unglücklich zu machen. Nein, er soll und darf nicht Priester werden, der entweder so dumm wie ein Fisch, oder ein Heuchler werden muß; lieber würde ich ihn mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der Hand als Scharfrichter sein Amt verwalten sehen, obgleich man es unehrlich nennt, als vor dem Altare die Messe lesend."

„Ihr urtheilt aber doch in Wahrheit zu strenge," erwiederte Pelagia erschrocken.

„Zu strenge!" erwiederte der Reichsrath eifrig; „noch bei weitem nicht strenge genug, bei weitem nicht so, wie die meisten Herren dieses Standes es verdienen, die Jeden gerne dazu verlocken möchten, daß er an solche Dinge glaubte, die sie selbst nicht für wahr halten. Nach meinem Willen laßt Ihr daher lieber Waldomir unaufgeschoben nach Krakau kommen; denn es ist besser, daß er künftig kein Vermögen besitzt — was ihm freilich sein Oheim entziehen wird — als daß er sein Leben lang ins Unglück geräth und besonders dann, wenn er später ein weibliches Wesen kennen lernt, das er liebt und dem er doch entsagen muß, weil er sich früher selbst Fesseln angelegt hat, die ihn abhalten, mit freiem Willen wie ein Ehrenmann zu handeln."

Nach dieser Mittheilung theilte der Reichsrath

der Freundin seiner Gemahlin noch Manches mit, was ihr als Beweis dienen sollte, daß es ihre Pflicht sei, sich dem Vorhaben ihres Sohnes zu widersetzen, und selbst dann, wenn dieser noch so fest darauf bestehe.

Damit brachte er freilich nicht zuwege, daß sie ebenso über die sämmtliche Geistlichkeit urtheilte, wie er es that; allein weil sein Rath mit dem seiner Gemahlin übereinstimmte, so faßte sie doch den Entschluß, an ihren Sohn zu schreiben und ihre ganze Beredtsamkeit anzuwenden, um damit seinen Vorsatz, Priester zu werden, zu bekämpfen. Dasselbe that auch der Reichsrath, und dieser wiederholte bei Waldomir ein Anerbieten, das er schon früher gegen dessen Mutter ausgesprochen hatte, bevor sie ihn seinem Oheime überließ; denn er sah damals schon ein, wie Alles kommen würde; nämlich, daß er ihn ganz unter seinen Schutz nehmen und ihm eine selbst gewählte Laufbahn eröffnen wollte. Aus diesem Grunde schickte also Pelagia mit erleichtertem Herzen ihren Brief an Waldomir nach Prag ab.

Olga erfuhr ohne Verzug, was sich begeben hatte, und empfand die größte Freude darüber; jedoch verbarg sie diese sorgfältig in ihrem Innern, aus Furcht, daß die Ihrigen sonst ihr Geheimniß errathen möchten; denn — wollte sie aufrichtig gegen sich selbst verfahren, so mußte sie bekennen, daß sie Waldomir

liebte und diesem Gefühle nur einen andern Namen gab, es Geschwisterliebe nannte.

Alle sahen Waldomir's Ankunft mit Sehnsucht entgegen und berechneten, wann er in Krakau eintreffen konnte, oder doch wenigstens ein Brief von ihm. Nur Agraffia war heimlich ärgerlich darüber, daß der ihr so Unangenehme nun bald wieder unter ihnen weilen sollte; allein ihr Vater wollte es so, und darum durfte sie sich keine mißbilligende Aeußerung darüber erlauben.

---

Eine Woche nach der andern verging, ohne daß weder Waldomir, noch ein Brief von ihm anlangte, und endlich sogar Monate, ohne daß sie eine Nachricht von ihm erhielten. Während dieser Zeit fühlten sie sich um dieser Ursache willen sehr beunruhigt, und besonders seine Mutter behauptete, daß nur Krankheit ihn könnte abgehalten haben, zu kommen, oder wenigstens ihnen zu schreiben, weshalb er es noch unterlasse. Sie schrieb darum in der Zeit noch einigemal an ihn; allein sie erhielt auch darauf keine Antwort.

So oft unter ihnen die Rede von dieser Angelegenheit war, äußerte der Reichsrath Ignatowski, daß er der Meinung sei, es habe Waldomir's Oheim ihnen einen Streich gespielt, der allen ihren Wider-

spruch in seinen schlau ersonnenen Plan zu Schanden mache, und solche Behauptungen konnten die Uebrigen allerdings nicht aufheitern.

Endlich traf ein Schreiben von Waldomir ein, worin er seiner Mutter mittheilte, wie sehr es ihn geschmerzt, daß sie ihre Einwilligung zu seinem Entschlusse, Priester zu werden, ihm nur durch seinen Oheim habe zukommen lassen; daß er ihr aber trotz dem dafür danke und ihr nun die Nachricht zukommen lasse, daß er die Priesterweihe schon erhalten habe und gleich darauf von dem Könige zu dessen zweiten Hofkaplan ernannt worden sei. Darauf folgte eine Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei dieser Gelegenheit Statt fanden, wobei auch der König gegenwärtig gewesen und ihm später, in Gegenwart der Großen seines Hofes, die Hand gereicht einen Glückwunsch zu der Wahl seines Standes ausgesprochen und am folgenden Tage, vermittelst eines Cabinetschreibens, ihn zu seinem zweiten Hofkaplan ernannt habe. Von dem Briefe des Reichsraths erwähnte Waldomir kein Wort; er hatte diesen gewiß eben so wenig erhalten, als die schnell aufeinander folgenden seiner Mutter.

Pelagia besaß die Eitelkeit mancher Mutter, die sich beglückt fühlt, wenn eins ihrer Kinder, namentlich einer ihrer Söhne, öffentlich geehrt worden, ohne darüber eine Betrachtung anzustellen, ob er denn

dadurch auch wirklich glücklich geworden ist; dagegen sie das jetzt ihrem Sohne widerfahrene Glück nur als ein scheinbares hätte ansehen müssen, das sie dem unechten Golde, den unechten Edelsteinen vergleichen konnte, die allenfalls den Nichtkenner zu täuschen vermögen, demjenigen aber, der ihren geringen Werth zu beurtheilen versteht, wohl die traurige Ueberzeugung aufdringen, daß der Käufer solchen Geschmeides, das er für kostbar und werthvoll gehalten, damit betrogen worden ist, wie der Fall allerdings für sie und für Alle, die Waldomir's Wahl, Priester zu werden, richtig beurtheilten, nun eintrat. Allein Pelagia beurtheilte den geistlichen Stand nicht in der Art, wie es der Gemahl ihrer Freundin that, und deshalb erregte das Verfahren ihres Schwagers — der gewiß dessen Brief, wie alle die ihrigen, erbrochen, gelesen und untergeschlagen hatte — zwar allerdings auch ihren Unwillen, aber doch nicht in dem Grade, wie es so natürlich gewesen wäre und es eigentlich hätte sein müssen. Ja, sie überlegte vielmehr, daß in keinem andern Stande ihrem Sohne so viele Ehrenbezeugungen hätten zu Theil werden können, als in dem von ihm gewählten; aber sie fand es für zweckmäßig, ihre Gesinnungen gegen die Uebrigen zu verbergen, besonders aber vor dem Reichsrathe, der im höchsten Grade über das Verfahren des Hofkaplans Joseph Chemineffski entrüstet war und diesem

seine Meinung von ihm in recht harten Ausdrücken in einem Schreiben mittheilte, worauf er jedoch nur eine sehr kurze Antwort erhielt, worin Waldomir's Oheim sagte, daß dieser aus eigenem Antriebe Priester geworden sei, und daß er nicht begreifen könne, wie ein Fremder auf den Gedanken käme, sich in Familienangelegenheiten zu mischen, welche ihn doch ganz und gar nichts angingen.

Auch Pelagia hatte an ihren Schwager geschrieben und nicht in so milden Ausdrücken, wie sie eigentlich in ihrem Innern die Sache beurtheilte; denn sie fürchtete, den Reichsrath gegen sich aufzubringen, wenn sie ihm verrieth, was sie dachte, wie es auch gewiß gekommen wäre, wenn er in ihrem Innern hätte lesen können, statt daß er nun dafür hielt, sie sei in allen Stücken seiner Meinung.

Sie beschuldigte der Hofkaplan Joseph Chemineffski darauf in einem an sie gerichteten Briefe der Undankbarkeit für alle Wohlthaten, die ihr Sohn und sie bis dahin durch ihn empfangen hatten, und daß sie sich ungebührlich über Dinge äußere, die sie zu beurtheilen nicht im Stande, da sie doch nur ein schwaches Weib, ein Werkzeug von solchen Personen sei, die, von Irrthumern erfüllt, unrecht daran thäten, auch Andere darin zu verstricken, und daß er ihr rathen müsse, diese Feinde des wahren Christenthums zu verlassen. Darauf sagte er ihr, daß sie in diesem

Falle nur anzugeben brauche, welche Summe sie zu ihrem Lebensunterhalte jährlich brauche, und daß sie diese erhalten solle, wenn sie entweder an irgend einem Orte, nur nicht in Krakau, sich häuslich niederlassen wolle, oder ob sie es vorziehe, zu ihm nach Prag zu kommen und hier seiner Wirthschaft vorzustehen, mithin ganz in der Nähe ihres Sohnes zu leben, der schon bereits im Schlosse eine Wohnung bezogen habe, die ihm als zweitem Hofkaplan zukomme.

Dieses Schreiben mußte Pelagia nothwendig dem Reichsrathe zu lesen geben, da er wußte, daß sie eins erhalten habe, und nachdem er seinen Inhalt erfahren, fragte er sie: „Zu was seid Ihr entschlossen, meine theure Freundin?“

Pelagia wollte antworten; allein der Reichsrath kam ihr zuvor, indem er schnell sagte: „Hört erst das, was ich Euch mitzutheilen habe. Sowohl ich, wie auch meine Gemahlin werden uns glücklich schätzen, wenn Ihr uns durch die Annahme der jährlichen Summe, welche Ihr bisher von Eurem Schwager bezogen habt, es möglich macht, daß wir einen Theil der Schuld abtragen können, zu welcher wir uns gegen Euch verpflichtet fühlen; denn Ihr habt Jahre lang meine gute Vannienka gepflegt, so oft sie krank darnieder lag, und es nie zugegeben, daß Einer von uns Euch dabei unterstützen durfte. Unser ganzes

Bestreben soll also dahin gerichtet sein, wenn Ihr es vorzieht, bei uns zu bleiben, Euch das Leben zu verschönern, und ich bin darum gerne dazu bereit, Euch auch für den Fall unseres Todes dieses Jahrgehalt gerichtlich zuzusichern, damit Euer Alter gleichfalls sorgenlos wird und Ihr nie nöthig habt, eine andere Unterstützung von irgend sonst einem Menschen anzunehmen. Indessen — von der Seite betrachtet, daß ihr in der Nähe Eures Sohnes leben könnt, wenn Ihr Euer Vaterland verlassen und nach Prag ziehen wollt zu Eurem Schwager, können wir es Euch nicht verargen, wenn Ihr dessen Vorschlag annehmt. Darum beeilt Euch nicht mit einem Entschlusse, sondern überlegt reiflich, was Ihr für das Beste haltet, bevor Ihr einen solchen aussprecht.“

Der Reichsrath wollte nach diesen Worten sich aus dem Gemache entfernen; allein ein Blick, den er auf seine Gemahlin richtete, hemmte seine Schritte; denn er errieth Vannienka's Gedanken, und die Thränen, welche sie vergoß, stimmten auch ihn weich. Er kehrte deshalb noch einmal um, ergriff Pelagia's Hand und sagte mit einem so herzlichen Tone, wie sie den etwas stolzen Mann nie hatte sprechen hören: „Es ist vielleicht nicht recht, daß ich Euren Entschluß durch meine Bitten zu lenken suche; aber — meine theure Freundin, schenkt den lockenden Reden Eures Schwagers kein Gehör, sondern — bleibt bei uns.

Ihr würdet ihm mit der Zeit dienstbar sein müssen, und wir verlangen von Euch nur die Erlaubniß, daß wir Euch vielfältig Beweise unserer Liebe verleihen dürfen. Gebt unsern Wünschen nach, und es wird Euch sicher nicht gereuen; denn Ihr sollt Euren unbeschränkten Willen behalten.

Pelagia war schon vorher mehr als zur Hälfte entschlossen, dem Verlangen dieses Biedermannes nachzugeben; nun aber fühlte sie sich durch den bei ihm ungewöhnlich weichen Ton so erschüttert, und gleichfalls durch die Thränen, welche sie ihre Freundin vergießen sah, daß sie diese umarmte, und dabei ausrief: „Ich bleibe bei Dir!" Darauf reichte sie dem Reichsrath die Hand, und setzte hinzu: „Ja, meine Freunde, ich bleibe bei Euch, bis der Tod uns scheidet!"

Ihre Lieben umfaßten sie darauf, und selbst Agraffia gewann es über sich, ihr einige freundschaftliche Worte zu sagen, womit sie ihr für die ihnen gegebene Zusicherung dankte, dagegen Olga, die in der letzten Zeit sehr häufig mit einer unbeschreibbaren Wehmuth gekämpft hatte, heftig in Pelagia's Armen weinte.

Noch desselben Tages schrieb diese an ihren Schwager, um ihm zu sagen, daß sie, wie bis jetzt, auch immer in der Mitte einer Familie bleiben wolle, die damals, als ihr Gemahl sich selbst getödtet, und

sie darum dem Wahnsinn nahe gewesen sei, sie mit herzgewinnender Theilnahme getröstet, sie während eine lange dauernden Krankheit gepflegt, und ihr dadurch die Pflichten der Dankbarkeit aufgelegt habe, die ihr heilig wären, und die sie unter allen Umständen zu erfüllen gesonnen sei. Ganz dasselbe schrieb sie auch an ihren Sohn, bei dem sie voraussetzte, daß er ihr Vorhaben billigen würde.

Der Hofkaplan Joseph Chemineffski antwortete ihr auf diesen Brief nicht eine Zeile; aber er zog die Unterstützung ein, welche er ihr bis dahin durch einen Kaufmann in Krakau hatte auszahlen lassen. Dagegen theilte ihr Waldomir mit, daß sie diese Summe in der Folge durch ihn zugeschickt bekommen sollte; jedoch bat er sie inständig, davon kein Wort in ihren Briefen an ihn zu erwähnen, und überhaupt nichts ihm darin mitzutheilen, was sein Oheim nicht wissen dürfte, sondern solches ihm in einem andern Briefe bekannt zu machen, und diesen unter der Adresse eines Freundes ihm zukommen zu lassen, die er ihr überschickte.

Pelagia gab das Schreiben ihres Sohnes, in dem er sich weit herzlicher und natürlicher gegen sie aussprach, als früher, dem Reichsrath zu lesen, der darauf ihre Hand ergriff, und zu ihr sagte: „Nein, meine theure Freundin, das darf nicht sein. Waldomir hat als zweiter Hofkaplan, wie ich leicht mir

vorstellen kann, kein großes Einkommen, und würde sich darum Entbehrungen auflegen müssen, wenn er Euch auch noch davon unterstützen wollte. Mich dagegen hat der Himmel reichlich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und Geiz ist, Gott sei Dank dafür gesagt, nicht mein Fehler; deshalb erhaltet Ihr regelmäßig durch meine Gemahlin — aus deren Hand Ihr es doch am liebsten annehmen werdet — am ersten eines jeden Monats eben so viel Geld ausgezahlt, als Ihr bis jetzt von Eurem Schwager empfangen und ich Euch schon neulich zugesagt habe. Auch werde ich noch heute Euch für den Fall unseres Todes dieselbe Summe jährlich gerichtlich zusichern lassen, und wenn Ihr mich wahrhaft erfreuen wollt, so laßt mich bei keiner Gelegenheit ein Wort des Dankes darüber vernehmen. Im Gegentheil, ich halte mich gegen Euch dazu verpflichtet, und werde ewig Euer Schuldner bleiben; denn die Beweise von Freundschaft, welche Ihr uns am Krankenbette meiner guten Vannienka gegeben habt, lassen sich in keiner Art belohnen, und wir werden uns nur glücklich schätzen, wenn Ihr freundlich darauf eingeht, daß wir den Pfad Eures Lebens mit dem Blümchen: Dankbarkeit und Liebe ausschmücken dürfen."

Pelagia wurde, während der Reichsrath mit solcher Herzlichkeit zu ihr sprach, so sehr dadurch ge-

rührt, daß sie ihn nicht unterbrechen konnte, und als sie sich gesammelt hatte, versicherte sie, daß sie eine weit geringere Summe zur Bestreitung ihrer Ausgaben brauche, als sie bis dahin jährlich durch ihren Schwager erhalten habe. Allein der Reichsrath wiederholte fest, daß es bei seiner Bestimmung bleiben müsse, und als er Jemand kommen hörte, setzte er schnell hinzu: „Ich bitte Euch, meine Freundin, kein Wort weiter über diese Angelegenheit zu verlieren, denn ich höre meine Töchter, und Niemand sonst braucht von unserer Verabredung zu wissen, als wir Beide."

Der Reichsrath zeigte dabei auf sich und seine Gemahlin, die Pelagia umschlossen hielt, und knüpfte ein anderes Gespräch an.

Schon damals, als Waldomir die Absicht, Priester zu werden, in dem Briefe aussprach, welchen er darum an seine Mutter geschrieben hatte, fühlte sich Olga deshalb tief betrübt; aber sie hoffte, er werde den Vorstellungen seiner Mutter Gehör geben und einen Schritt unterlassen, den diese nicht billigte. Oder vielmehr glaubte sie es mit Gewißheit, weil sie selbst um keinen Preis der Welt irgend eine Handlung gegen den Willen ihrer Eltern unternommen, lieber das schwerste Opfer ihnen gebracht, als durch Ungehorsam sie gekränkt hätte.

Um so mehr erschrak sie also, als Pelagia ihr

mit Thränen in den Augen mittheilte, daß Waldomir schon bereits die letzte Weihe empfangen habe, und mithin nun mit unlösbaren Fesseln an den selbst gewählten Stand gekettet sei. Ja sie empfand sogar Unwillen gegen ihn, und tadelte ihn bei weitem strenger, als sie sonst einen Schuldigen verurtheilte, bis sie durch seine Mutter erfuhr, welche Hinterlist ihr Schwager angewandt hatte, um Waldomir für seine Wünsche zu gewinnen. Nun aber empfand sie einen desto größeren Schmerz, und konnte sich der Thränen nicht erwehren, als Pelagia ausrief: „Ach, hätte mein Sohn die Briefe erhalten, worin Dein Vater und ich ihm von diesem Schritte abriethen, so würde er gewiß nicht gegen unsern Willen gehandelt haben. Aber sein Oheim hinterging ihn, indem er ihm sagte, daß ich sein Vorhaben billige. Doch — es ist von dem Himmel so beschlossen worden, ohne den nicht das Allermindeste geschieht, was uns armen Sterblichen widerfährt, und diese Ueberzeugung ist es, welche mich über das ohnehin Unwiderrufliche tröstet. Ja, es mußte so kommen, wie es geschehen ist, das glaube ich sicher, und füge mich darum in den Willen des Allerhöchsten. Er kann wohl auch in einem Stande glücklich werden, der im höchsten Ansehen steht, und den er selbst gewählt hat, mithin gewiß gerne ein Jünger des Herrn geworden ist.“

Olga schwieg, weil sie befürchten mußte, daß sie ihre Gemüthsstimmung verrathen möchte, welche Pelagia auch nicht wahrzunehmen schien, weil sie ihr sonst gewiß nicht noch Waldomirs Brief vorgelesen haben würde, worin er unter Anderem schrieb: „Ja, meine theure Mutter, ich bin nun Priester, und es ist gewiß gut so; denn was sollte ich in der Welt, die mir jedes Glück verweigert hätte, das allein die unnennbare Sehnsucht meines Herzens stillen konnte. Jetzt muß sie schweigen; denn der Eid, den ich abgelegt habe, macht jeden Wunsch, der mein Inneres noch erfüllt, verstummen. Er muß durch seine Rückwirkung mich kräftigen, damit ich vermögend bin, alle die schweren Pflichten, welche er mir zugleich auflegt, zu erfüllen."

Pelagia hatte vielleicht auch die unrichtige Ansicht, wenn sie wirklich glaubte, daß Olga ihren Sohn liebte, diese dadurch mehr zu beruhigen, wenn sie ihr durch seine eigenen Worte mittheilte, daß er nur der Nothwendigkeit ein Opfer gebracht hatte, indem er nicht so ganz freiwillig, wie Andere es glaubten, Priester geworden war. Sie meinte vielleicht, daß Olga seinem Beispiele um desto eher folgen würde, sich leichter in das Unabänderliche zu fügen, wie er es gethan, wenn sie das erfuhr, und beging darum die Unvorsichtigkeit, sie es wissen zu lassen; allein sie irrte dabei und erweckte nur damit

Olga's Nachdenken; denn — fragte sie sich — was ist das für ein Glück, das die Welt ihm verweigert hätte? Meine Hand? Nein, ich bin eine Thörin, daran nur einen Augenblick zu glauben, daß er den Besitz derselben für ein Glück erkannt haben möchte. Wäre das der Fall gewesen, so würde er sich bemüht haben, sie sich zu erwerben; so würde er dann die Antwort meines Vaters erst abgewartet haben, bevor er einen Schritt unternahm, welcher ihn für immer von mir scheidet."

Das Alles dachte Olga, während Pelagia noch mit ihr sprach, und hatte nur einen Seufzer ihr als Antwort zu geben. Es war daher gut, daß Waldomirs Mutter durch eine Kammerfrau ihrer Freundin zu dieser gerufen wurde; denn nun konnte doch Olga wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen.

Das that sie denn auch, sobald Pelagia das Gemach verlassen hatte, und saß viel später noch in Gedanken versunken, und den Kopf in die Hand gestützt, in der Wölbung eines Fensters, als Agraffia lebhaft hereinstürmte, sie dadurch erschreckte, und noch mehr, als sie ihr eben so, nur weit freundlicher, als sie sonst mit ihrer Schwester zu sprechen pflegte, entgegenrief: „Komm, liebes Herz — komm geschwind zum Vater; denn er will uns Beide zugleich sprechen, und hat damit Eile, weil er darauf zum Könige muß. O, ich kann es mir schon denken,

was er uns mitzutheilen die Absicht hat, und bin darüber ganz außer mir vor Freude."

Auch Olga konnte vermuthen, was ihr Vater ihnen sagen wollte, und eben darum erschrak sie über Agraffia's Mittheilung, indem ihre Stimmung so trübe war, daß sie diese bei der ihr bevorstehenden Zusammenkunft mit ihren Eltern zu verrathen fürchtete; allein sie suchte sich zu sammeln, und folgte ihrer Schwester, die mit beflügelten Schritten ihr voraneilte.

---

Die beiden Schwestern trafen ihren Vater in dem Gemache seiner Gemahlin, wo sich auch Pelagia eben aufhielt und schweigsam zuhörte, als der Reichsrath zu seinen Töchtern sagte: „Es war schon längst Dein Wunsch, Agraffia, daß Du endlich einmal Theil an öffentlichen Vergnügungen nehmen, und bei Hofe vorgestellt werden könntest; denn Olga — ich beurtheile sie gewiß richtig — wird immer nur dem Gebote der Schicklichkeit Folge leisten, wenn sie uns dahin begleitet, nicht aber ihrer Neigung. Oder — wie — sollte ich mich irren?"

Olga lächelte statt einer Erwiederung, und ihr Vater fuhr fort: „Nun, beruhige Dich, liebes Kind, denn ich werde Dich nicht öfter dazu auffordern, als es die Nothwendigkeit gebietet. Indessen vernehmt,

was ich in Bezug auf diesen Gegenstand beschlossen habe. Künftigen Mittwoch, am Geburtstage unseres Königs, geht der sämmtliche Hof zum heiligen Abendmahle, und wir, Eure Eltern, dürfen uns davon nicht ausschließen. Aber auch Ihr, meine Töchter, sollt dann zum ersten Male zum Tische des Herrn gehen, und Ihr werdet von morgen an durch unsern Beichtvater die nöthige Vorbereitung zu diesem wichtigen Schritte erhalten, nachdem er Euch schon längst in den Wahrheiten unserer Kirche unterrichtet hat. Den Rest dieses Tages werden der König und dessen Gemahlin nur im Kreise der Ihrigen zubringen, wie es alljährlich so üblich ist, und auch wir wollen diesem guten Beispiele folgen. Am andern aber soll die Vorstellung des neuen Oesterreichischen Gesandten bei Hofe stattfinden, und andere hohe Fremde wollen sich gleichfalls da einführen lassen, wie ich gehört habe, zwei Grafen aus Böhmen mit ihren Frauen. Nun, diese Gelegenheit wollen wir benutzen, und Euch gleichfalls dem Königspaare vorstellen. Was Euch jedoch dabei in eine angenehme Verwunderung setzen wird, ist der Umstand, daß unsere Freundin Pelagia Chemineffski unseren Bitten Gehör schenken, und der an sie schon wiederholt ergangenen Einladung der Königin, wie der ihres Gemahls, Folge leisten, mithin uns nach Hofe begleiten wird."

Olga äußerte lebhaft ihre Freude über eine Nachricht, die zwar Agraffia ganz gleichgültig anhörte, jedoch durch das Benehmen ihrer Schwester sich dazu genöthigt sah, der Freundin ihrer Mutter gleichfalls einige verbindliche Worte zu sagen, worauf Olga fortfuhr: „Ich gestehe Euch, daß es mich sehr freudig bewegt, zu erfahren, daß Ihr meiner theueren Mutter auch dann zur Seite stehen wollt, wenn sie sich wieder einmal dazu entschließt, an Gallatagen bei Hofe zu erscheinen, wie es seit langer Zeit nicht geschehen ist, weil es ihr gewiß kein Vergnügen bereitet, wenn sie dazu genöthigt wird, sich diesen Zwang aufzulegen.“

„Du hast Recht, mein Kind,“ sagte Vannienka, „es kostet mich eine große Ueberwindung, und beurtheile nach ihr das Opfer, welches unsere Freundin bringt, indem sie uns nach Hofe begleitet.“

„Daß sie sich nicht gerne dahin begiebt, begreife ich nicht,“ sagte Agraffia; „denn sie ist gesund, und noch nicht aus den Jahren, wo man gerne mit Menschen unseres Standes im Verkehre steht. Es war daher gewiß nur eine Grille von ihr, daß sie sich so lange, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurückgezogen hat, dagegen es mit Euch ein Anderes war, indem Krankheit —“

„Du scheinst vergessen zu haben, welche Motive unsere Freundin veranlaßt haben, sich in die Ein-

samkeit des Privatlebens zurückzuziehen," unterbrach sie ihre Mutter mit erhöhterer Stimme, als sie sonst zu sprechen pflegte, und ihr Ton drückte dabei Tadel aus; „ja Du bedenkst nicht die Härte ihres Geschickes, und wie es sie schmerzen muß, unter so veränderten Umständen sich wieder solchen Personen anzuschließen, denen sie zwar jetzt noch in allen Stücken gleich steht, nur nicht, wie früher, an äußeren Glücksgütern, auf welche leider die Welt ein zu großes Gewicht legt. Wenn Du Dir also nur Zeit dabei nehmen wolltest, das recht zu überlegen, so würdest Du — ich hoffe es — mit gleicher Dankbarkeit, wie es bei uns der Fall ist, das Opfer anerkennen, welches unsere Freundin uns schon künftigen Mittwoch bringt, wenn sie, unter allen Höflingen, mit uns zum Tische des Herrn geht, und das noch bei weitem größere, wenn sie uns am folgenden Tage nach Hofe begleitet."

„Aber," fragte Agraffia, und ihr Ton drückte dabei Verwunderung aus, „um welcher Ursache willen scheint Ihr es denn so sehr zu wünschen, meine theuere Mutter, daß Eure Freundin sich diesem Zwange unterwirft? Unmöglich könnt Ihr Euch doch einen Genuß davon versprechen, oder ein Vergnügen, wenn sie zugleich mit Euch in den Cursaal tritt; denn länger werdet Ihr Euch doch nicht neben ihr aufhalten, noch ein Wort mit ihr sprechen kön-

nen, da die Frauen der ersten Staatsbeamten, wie Ihr öfter zu erzählen pflegtet, den Armsessel der Königin umgeben müssen?"

Der Umstand, daß Agraffia die Freundin seiner Gemahlin auf eine so unzarte Weise daran erinnerte, daß ihr nicht eine der ersten Stellen, nicht eine in der Nähe der Königin zukam, erweckte bei ihrem Vater in demselben Grade Unwillen, wie bei dessen Gemahlin; da er aber bei weitem heftiger war als diese, so sagte er mit halbem Aerger: „Es ist uns auch keineswegs darum zu thun, daß die Freundin Eurer Mutter, während der Vorstellung bei Hofe, neben dieser steht, und mit ihr sprechen kann, sondern wir wünschen um Deinet und um Deiner Schwester willen, daß sie, nachdem sie sich längere Zeit aus den höheren Kreisen zurückgezogen hielt, die zu besuchen, ihre Geburt sie berechtigt, nun wieder darin erscheint, und danken es ihr aufrichtig, daß sie unsern Bitten darum endlich nachgegeben hat."

„Unseretwegen wünschtet Ihr das so dringend?" fragte Agraffia mit gesteigertem Erstaunen, und wollte noch etwas hinzusetzen, aber ihr Vater unterbrach sie mit einem Tone, den er jedesmal anzunehmen pflegte, wenn er mit den Handlungen oder den Worten von Einem der Seinigen unzufrieden war, indem er sagte: „Ja, Euretwegen, wenn Du denn durchaus darauf dringst, den Be-

weggrund zu erfahren, um dessentwillen wir es so eifrig gewünscht haben, daß unsere Freundin mit uns zugleich wieder bei Hofe erscheinen möchte, oder vielmehr richtiger gesagt, Deinetwegen; denn Olga würde sich darüber zu trösten wissen, wenn es so käme, daß sie nicht mehr bei Hofe sich einfinden dürfte. Wir — Deine Eltern — meinten nämlich, wenn Gott — was er aber gnädig verhüten wolle, Deine Mutter vor mir zu sich abforderte, daß der Fall Dich ganz unglücklich machen würde, weil ich Euch um keinen Preis der Welt unter einen andern Schutz stellen möchte, als unter den unserer Freundin Pelagia Chemineffski. Siehst Du es also nun ein, warum gerade Du dieser so unendlich vielen Dank dafür schuldig bist, daß sie uns nach Hofe begleiten will? Doch ich begreife mich selbst nicht, daß ich mir die Mühe nehme, so viele Worte gegen Dich zu verlieren, und will Dir nur noch ernstlich anrathen, Dich um die Verzeihung dieser würdigen Frau, Deiner Uebereilung wegen, zu bemühen."

Agraffia würde nun in jedem Falle sich der Klugheit gemäß reuig gezeigt haben; allein — was gewiß bei ihr ein seltener Fall war — sie fühlte wirklich, so wie sie sagte, obgleich diese Regung eines bessern Gefühles mit aus Eigennutz entstand; denn sie überlegte, daß es doch gar traurig für sie wäre, wenn es so käme, wie ihr Vater eben sich erklärt

hatte; denn daß er Wort halten würde, davon konnte sie sich überzeugt halten. Sie eilte daher auf die Freundin ihrer Mutter zu, küßte ihr die Hand und richtete einige schmeichelhafte Worte an die edelmüthige Frau.

Pelagia legte ebensowenig Werth darauf, wie vorher Agraffia's Aeußerungen sie gekränkt hatten, denn sie kannte genau deren Charakter; aber es betrübte sie, daß deren Mutter bei diesem Auftritte zugegen war, die es stets bitter schmerzte, wenn Agraffia sich in so unvortheilhaftem Lichte zeigte, wie sie es so häufig that, daß die Ihrigen kaum mehr im Stande waren, ihre Schattenseiten vor Anderen zu verbergen. Aus dem angeführten Grunde also wollte Pelagia gerne der Sache eine Wendung geben; sie küßte daher Agraffia auf die Stirn und sicherte ihr Vergebung zu. Der Reichsrath jedoch, in derselben Absicht, nahm einen heitreren Ton an und sagte in diesem zu seinen Töchtern: „Ihr könnt Euch nun mit Eurer lieben Mutter und hier mit unserer Freundin über die Wahl der Farbe und des Stoffes der Fähnlein besprechen, die ihr anlegen und aufstecken wollt, wenn Ihr zum ersten Male bei Hofe erscheint, und ich wäre der Meinung, daß es unmöglich sei, damit noch zeitig genug zu Stande zu kommen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß Ihr schon längst solchen Firlefanz eingekauft und daran gearbeitet habt, so daß

es also jetzt nur noch darauf ankommt, daß Ihr eine passende Auswahl trefft."

Es wurde jetzt noch Manches über diesen Gegenstand gesprochen, und — unter Anderem — sagte der Reichsrath: „Nun — ich denke, Ihr werdet leidlich gut in Eurem Staatsanzuge aussehen; aber — an Dich, Agraffia, habe ich noch eine Ermahnung zu richten; denn ich weiß, daß Du es liebst, in manchen Stücken Dich vor Andern auszuzeichnen. Tritt nur ja nicht zu sehr geputzt auf; denke vielmehr daran, daß wir, Deine Eltern, es ungerne sehen würden, wenn Ihr Euch vor den übrigen jungen Mädchen, welche an demselben Tage bei Hofe vorgestellt werden, auszeichnetet. Bevor wir nach dem Schlosse fahren, werde ich Deinem Anzuge meine Aufmerksamkeit widmen, und Du kannst Dich darauf gefaßt machen, daß Du eine andere Wahl treffen müßtest, wenn ich an Deiner Kleidung oder an Deinem Schmucke eine Ausstellung fände, nämlich, wenn diese oder der zu prachtvoll wäre."

Agraffia fuhr sichtbar erschreckt zusammen, als sie die Erklärung ihres Vaters hörte; denn sie wußte, daß er Wort halten würde, und getraute sich darum nicht, ihrem Geschmacke zu folgen, der ihr anrieth, ihre Schönheit noch durch einen glanzvollen Anzug zu erhöhen.

Sie überlegte also schnell, daß es zweckmäßig

sei, wenn sie im guten Einverständnisse mit ihrer Mutter und mit deren Freundin bliebe, um an ihnen Verbündete für den Fall zu haben, wenn ihr Vater diesen oder jenen Gegenstand an ihrem Anzuge zu prächtig fände. Aus diesem Grunde zeigte sie sich also nun so liebenswürdig gegen Beide, wie sie es sein konnte, wenn sie es darauf anlegte, Jemanden für sich einzunehmen und ließ sich sogar — wie es sonst niemals geschah — von ihnen rathen, welchen Schmuck sie anlegen sollte, nachdem sie jedoch deutlich genug hatte merken lassen, welchen sie bevorzugte.

Sowohl ihre Mutter, wie auch deren Freundin durchschauten ihre Absicht; aber sie verriethen es nicht, und so rückte denn der verhängnißvolle Tag ihrer Confirmation heran, ohne daß irgend eine Störung eintrat.

---

Wanda — die wir auch künftig so nennen wollen, weil sie den Namen als ein Erbtheil der biederen Landfrau mitbekam, die sie so treu in ihrer Krankheit gepflegt hatte — Wanda also dachte auf dem Wege nach Krakau noch oft an ihre Wohlthäterin, und daran knüpfte sie begreiflich die Betrachtung, daß sie nun wieder ohne irgend einen Schutz sich befinde. Deshalb aber erneuerte sich auch ihre Erbitterung gegen den Mann in ihrem Herzen, den sie

darum, weil er sie verlassen hatte, mit ihrer Rache verfolgen wollte; denn, indem sie in Betrachtung zog, daß er sie aus ihren Verhältnissen gerissen hatte, die ihr wenigstens einen männlichen Beistand sicherten, schien sie vergessen zu haben, daß sie es war, die ihm ihre Liebe und die Ausführung des Planes, mit ihr zu entfliehen, antrug; daß sie es war, die ihm ein Versprechen entlockte, welches er weder halten konnte, noch, wie der Augenschein sie jetzt belehrte, es halten wollte. In Bezug auf die nun so arg gegen ihn Erbitterte traf den Reichsrath überhaupt jetzt nur der eine Vorwurf mit Recht, daß er ihr nicht gleich gestanden hatte, daß er vermählt war, und wollte man dabei schonend mit ihm verfahren, nicht einmal der; denn sie hatte ihn nie darum gefragt.

Der Reichsrath verschwieg ihr anfänglich nur darum seine Verhältnisse, weil er befürchtete, daß sie ihm nicht zur Flucht verhelfen würde, wenn er sie damit bekannt machte, daß er sich von ihr trennen müsse, sobald er erst wieder zu seiner Freiheit gelangt wäre, und später begründete der Anblick ihrer ungewöhnlichen Reize eine Leidenschaft in seinem Innern, die ihm den Muth raubte, ihr zu gestehen, daß sein Pflichtgefühl ihm gebot, sie zu verlassen, dem er später auch Folge leistete, wie wir erfahren haben. Er hatte also allerdings damals gegen Fa-

timen gefehlt, aber doch bei weitem nicht in dem Grade, wie gegen seine vortreffliche Gemahlin, die es in keiner Beziehung verdiente, daß er ihr untreu wurde, wenn auch nur in der gröberen Bedeutung dieses Wortes.

Wäre Fatime einer edeln Empfindung fähig gewesen, so hätte sie es billigen müssen, daß er so schnell von seiner Verirrung der Sinne zurückkehrte. Allein das that sie nicht; vielmehr verfolgte ihn ihr glühend heißer Haß, und sie wiederholte täglich in Gedanken den Schwur, daß sie sich nach ihren Kräften an ihm rächen wolle, sobald sie ihn nur erst werde aufgefunden haben. Diesen Schwur aber hatte sie damals unter Gottes freiem Himmel in dem Garten des Pfarrers Radiatowski in dem Augenblicke abgelegt, als der Blitz in einer geringen Entfernung von ihr eben einen Baum getroffen hatte, der darauf lichterloh brannte, und die Hoffnung, daß sie diesen Schwur werde halten können, hatte ihre Genesung befördert.

Es dunkelte schon am Abende, als Wanda in Krakau anlangte und von dem Knechte, der ihren Wagen lenkte, vor dasselbe Gasthaus geführt wurde, nach welchem er in früherer Zeit seinen Herrn gebracht hatte, als Ignacy zum ersten Male nach dieser Stadt gekommen war, der auch nun sie dem Eigenthümer desselben bestens empfehlen ließ.

Dieses Gasthaus gehörte aber begreiflich nicht zu den ersten in Krakau, sondern befand sich in einem entlegenen Viertel; man sah daher beinahe niemals einen Menschen von Stande in der Straße, in welcher man zur goldenen Traube — so hieß es — gelangte.

Gleich rechter Hand, wenn man in das Haus trat, kam man an eine große Stube, die jeden Abend, mithin auch an dem, wo Wanda vor der goldenen Traube anlangte, mit Gästen aus dem unteren Bürgerstande beinahe überfüllt war; denn es hatten verschiedene Zünfte hier ihre Herberge, und eine davon feierte gerade an diesem Tage um irgend einer Ursache willen ein Fest. Der Wirth jedoch, welcher dem angekommenen Fremden höflich entgegen gegangen war, erbot sich augenblicklich, ihm die beste Stube des Hauses einzuräumen, da er sich noch gut zu erinnern wußte, daß der stets muntere Ignacy mit seiner immer vollen Börse manchen Gulden bei ihm hatte sitzen lassen, und hoffte, daß der von ihm empfohlene Gast seinem guten Beispiele folgen würde. Sie traten also in eine sauber eingerichtete Stube, die zugleich mit einer Art Alkoven versehen war, und der geschäftige Wirth zählte alle die Gerichte auf womit er den Tisch des Fremden besetzen konnte, aber Wanda erbat sich nur eine Weinsuppe, denn sie fühlte sich so angestrengt von der Reise, daß sie sich

kaum aufrecht erhalten konnte. Aus demselben Grunde genoß sie auch nur wenige Löffel voll von der bald für sie bereiteten Weinsuppe und begab sich darauf gleich zu Bette.

Als sie am folgenden Morgen erwachte, fühlte sie sich durch den Schlaf ziemlich gestärkt, weshalb sie sich schnell ankleidete, frühstückte und darauf das Haus verließ, jedoch genau sich den Namen der Straße merkte, in welcher es sich befand.

Es war Wanda's Absicht, die Stadt täglich nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, um wo möglich eine Spur von Demjenigen zu erspähen, welchen sie aufsuchte. Allein obgleich sie ihren Vorsatz ausführte, so gelang es ihr doch nicht, den Treulosen irgendwo zu entdecken, und sie glaubte endlich, daß er entweder gar nicht in Krakau wohnhaft, oder doch wenigstens gegenwärtig nicht daselbst anwesend sei; denn sie hatte schon unendlich viele Vornehme zu Pferde, zu Fuß und in Wagen gesehen, aber den Gesuchten nicht darunter gefunden.

Sie nahm sich daher vor, eine List anzuwenden, um vielleicht dadurch endlich zur Befriedigung ihrer Wünsche zu gelangen; wenn aber auch dieser Plan nicht gelänge, Krakau zu verlassen. Aber — wohin sollte sie sich sonst wenden? Vielleicht nach Warschau? Sie nahm es sich vor, sobald sie sich genöthigt fände, weiter auf Entdeckungen auszuziehen.

Um die ersonnene List ausführen zu können, wie sie es sich vorgenommen hatte, mußte sie dazu noch manche Vorkehrung treffen: Einkäufe besorgen und darauf sich mit der Anfertigung eines Anzuges beschäftigen, der ihr zur Erreichung ihrer Wünsche nöthig war. Dieses Gewand aber sollte ganz so sein, wie die Kleider, welche die Frauen der Tartaren trugen, nur von ungleich besseren Stoffen, oder vielmehr von den allerbesten, welche sie dazu in den verschiedenen Kaufläden hatte finden können, und ebenso veränderte sie nach ihrer Ansicht die Wahl der Farben, denn diese sollten auffallend und überhaupt der ganze Anzug prachtvoll sein: das Unterkleid vom feinsten Mousselin und weiß und faltenreich, das Ueberkleid von scharlachrother Farbe, und der Leibgürtel von Goldbrokat, mit Edelsteinen besetzt. Die Aermel des weißen Gewandes schlossen sich in Falten gelegt dicht an den Arm an und reichten bis zur Hand, und die von dem rothen Gewande, das nur bis zu den Knieen langte, hatten nur eine Länge bis zum Ellenbogen und liefen da spitz zu. Ein schwarzer Schleier von klarem Zeuge reichte vom Scheitel bis zu den Füßen hinab und war so weit, daß sie sich bequem darin einhüllen konnte, als sie zur Probe diesen Anzug anlegte; ein kostbares Stirnband von edeln Steinen umgab ihren Kopf, welches dem Tartarenanführer Iwan in die Hände gefallen

war, als er eines Tages, dabei von seinen Leuten unterstützt, das Schloß einer polnischen Fürstin geplündert, und welches er damals Fatimen zur Aufbewahrung anvertraut hatte.

Indem Wanda sich in diesem Anzuge bei verschlossener Thüre von allen Seiten in einem ziemlich großen Spiegel betrachtet hatte, der sich in ihrer Stube befand, sagte sie zu sich selbst: „Es ist mir wirklich über jede Erwartung gut gelungen, diesen Anzug zu verfertigen, und es fehlt jetzt nur noch, daß ich den Sonnenorden mit der breiten goldenen Kette umhänge, welchen Iwan, von wem, weiß ich in der That mich nicht mehr zu besinnen, zum Geschenke erhalten hat, und den ich ihm heimlich zu entwenden wußte, weil er mir eine abschlägige Antwort gab, als ich ihn darum ersuchte.

Sie nahm bei diesen Worten den Orden, welcher mit edeln Steinen und Perlen umgeben war, aus dem Kästchen, in dem sie ihre übrigen Schmucksachen aufbewahrt hatte, hing ihn um, betrachtete sich abermals im Spiegel und fuhr fort: „So, nun sehe ich abentheuerlich genug aus und eben so fremdartig. Aber eben deshalb kann ich mich unmöglich auf der Straße sehen lassen, sobald ich diesen Anzug angelegt habe; der Pöbel würde mich verfolgen. Doch — das ist ohnehin nicht nothwendig; ich werde schon

auf eine andere Weise nach dem Schlosse gelangen können.“

Nach diesem Selbstgespräche entkleidete sich Wanda, legte jedes Stück sorgfältig zusammen und verwahrte ihren Anzug in einem Schranke, wobei sie fortfuhr: „Ich habe durch Nartschka erfahren, daß vornehme Damen sich in einem Sessel — glaube ich, nannte sie es — tragen lassen, und ich habe wirklich solche Behälter gesehen, in dem Frauen saßen, die sich darin nach der Kirche bringen ließen. Nun, in einem solchen denke auch ich in das Schloß zu gelangen, und es wird also nur darauf ankommen, daß ich Jemanden finde, der meinen Brief der Königin überbringt. Doch, es ist mir nicht bange dafür, daß ein solcher Mensch nicht zu gewinnen wäre; denn mir stehen die nöthigen Mittel zu Gebot, durch welche beinahe Alles zu erreichen ist, was wir ersehnen; denn Geld — Geld — wer nur das so im Ueberflusse besitzt, wie ich, der gelangt wohl immer zum Ziele seiner Wünsche.“

Nach einer Weile, in welcher Zeit sie über das nachdachte, was sie unternehmen wollte, schrieb sie auf ein feines Blatt Papier:

Königin der Polen!

Es befindet sich hier in Krakau eine Jungfrau, welcher die Vorsehung solche Gaben verliehen hat, die andere Sterbliche nicht besitzen.

Ich bin es, deren Namen Ihr unter diesen Zeilen findet. Meine Geisteskräfte reichen dazu aus, daß ich in der Vergangenheit lesen, mithin auch Euch Manches sagen kann, was außer Euch bis jetzt kein Anderer weiß. Diese Eigenschaft giebt mir die Möglichkeit, daß ich gleichfalls meinen Blick in das Innere Eurer nächsten Umgebung zu richten vermag und darum Euch angeben kann, auf Welche Ihr mit Sicherheit bauen dürft, wer Treue und Anhänglichkeit zu Euch in seinem Herzen bewahrt, und zwar unter allen Umständen und Verhältnissen Eures Lebens.

Das ist jedoch noch nicht der wichtigste Dienst, den ich Euch zu leisten im Stande bin, sobald Ihr mir nur gestatten wollt, daß ich mich Euch nähern darf, und wünscht Ihr, daß es geschehen soll, so schickt mir gnädigst heute gleich nach Mitternacht eine Sänfte vor das Gasthaus zur goldenen Traube. Es befindet sich dicht an dem Thore, das nach Warschau führt. Nur bitte ich Euch dringend, begehrt nicht, daß ein Mensch zugegen sei, wenn ich Euch spreche; denn ich betheuere es Euch, daß ich keine böse Absicht habe, indem ich darnach trachte, und der Himmel möge meine Seele verdammen, wenn ich Euch belüge; ich wünsche vielmehr Euch einen wichtigen Dienst zu leisten.

Auch wird es wohl nothwendig sein, daß Jemand von Eurer Dienerschaft mich am Eingange erwartet, um mir durch dessen weitläuftige Räume den Weg in Eure Gemächer zu zeigen.

Kehrt Euch nicht daran, daß ich in einem Gasthause der geringeren Gattung abgestiegen bin, denn dazu hatte ich wichtige Gründe.

Wanda.

Es kam dieser gut zu statten, daß ihr Ignatowski während der Zeit, wo sie Monate lang zusammen gelebt, nothdürftig schreiben gelehrt hatte, und nun sie mit ihrem Briefe bis zum Ende gekommen war, dachte sie nur daran, wie sie ihn sicher an die Königin befördern könnte, wobei sie den Wirth zu Rathe ziehen wollte, den sie zu diesem Zwecke zu sich rufen ließ. Als er gekommen war, sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit zu ihm: „Ich habe ein Gnadengesuch an die Königin zu richten, und es liegt mir viel daran, daß sie den Brief, worin ich dieses ausspreche, eigenhändig empfängt. Wißt Ihr mir also nicht Jemanden vorzuschlagen, der mir dazu behilflich sein könnte? Ich wollte ihn und Euch gerne für diesen Dienst reichlich belohnen.“

Der Wirth sah den vermeinten jungen Burschen, der ihm eben nicht von der Art zu sein schien, große Reichthümer zu besitzen, mit einem Blicke an, der Zweifel ausdrückte, ob er sein Versprechen würde

halten können. Sie ließ ihn deshalb, wie durch Zufall, ihre reich mit Gold gefüllte Börse sehen und setzte ihn dadurch in Verwunderung; denn der Umstand, daß sie, während ihres Aufenthaltes in seinem Hause, sich weder Wein noch Branntwein hatte geben lassen, verhalf ihm zu der Befürchtung, daß es mit ihrer Kasse nicht vom Besten stehen müsse. Nun jedoch, vom Gegentheile überzeugt, sagte er mit um so größerer Freundlichkeit: „O, allerdings weiß ich Einen, der im Stande wäre, Euch einen solchen Liebesdienst zu erweisen; Jemand, der zu allen Kammerfrauen der Königin Zutritt hat und auch zu ihren Damen, weil diese häufig verschiedene Gegenstände von ihm kaufen, oder auch welche, die sie entbehren können, dagegen an ihn absetzen. Ja, sogar zu Ihrer Majestät selbst darf er gehen, und ich werde augenblicklich den alten Jakob Benjamin zu Euch herholen lassen —"

„Nein, nein," fiel ihm Wanda schnell in die Rede; „ich will ihn nicht sprechen; nur durch Euch darf er erfahren, daß eine junge Frau in Eurem Hause eingekehrt sei, die Euch diesen Brief zur schnellen und richtigen Beförderung an die Königin anvertraut habe, und auch die Belohnung für seine Bemühung muß er aus Eurer Hand empfangen."

Der Wirth berechnete in einem Augenblicke, daß er darum den Juden wenigstens um die Hälfte dieses

Lohnes übervortheilen könnte, und übernahm deshalb mit desto größerer Bereitwilligkeit die Besorgung des Briefes an die Königin.

---

Etwa eine Stunde später, nachdem der Wirth das Schreiben an die Königin empfangen hatte, kam Jakob Benjamin schon wieder von dieser zurück und brachte ein zierlich zusammengelegtes, nach Rosenöl duftendes, aber sorgfältig versiegeltes Briefchen von dieser, mit dem Auftrage, der Wirth zur goldenen Traube möchte es augenblicklich der fremden Dame übergeben.

Wanda brachte bis dahin die Zeit in unsäglicher Angst zu; denn schlug ihr die Königin die erbetene Audienz ab, konnte sie mithin darum nicht alle Höflinge auf einer Stelle beisammen sehen, um so zu erfahren, ob der Gesuchte sich in Krakau befand, so mußte sie diesen Ort verlassen, weil dann ein längerer Aufenthalt hier für sie nutzlos und mit Kosten verbunden war, die ihr mit der Zeit lästig fallen mußten, indem der Wirth zur goldenen Traube es gut verstand, ihre Zeche mit doppelter Kreide zu schreiben, da ihm selten genug die Gelegenheit zu Theil wurde, daß Jemand von Stand bei ihm einkehrte; dagegen sich schon ein Mittel auffinden ließ, wieder von der Königin fortzukommen, wenn der

Gesuchte nicht unter den Höflingen sich befand, ohne daß sie ihre Hoffnung, welche Barbara auf ihre Kenntnisse bei solchen Dingen setzte, die der gewöhnliche Verstand des Menschen nicht begreifen konnte, zu befriedigen brauchte, was ohnehin nicht in ihrer Macht lag, obgleich sie Manches wußte, was sie nun mit Nutzen anzuwenden vermochte, und Naturgaben besaß, die ihr nun wichtige Dienste leisten konnten.

Sie verstand es z. B., mit einem Scharfblicke, der Jeden in Erstaunen setzen mußte, allen Menschen, die sie mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtete, wenn sie es nicht wußten, mithin nicht absichtlich sie über ihre Gesinnungen täuschen konnten, gleichsam ins Herz zu sehen, ihre Gedanken zu erforschen, und errieth nur die des Edeln von Ignatowski nicht, weil sie, von Leidenschaft verblendet, fest an seine Liebe glaubte und darum jede Vorsicht vergaß; oder war es nicht etwa möglich, daß die Macht ihres Schicksals es nicht zugab, daß sie einen Blick in sein Inneres richten durfte? Ueberdies hatte ihre Eitelkeit der Gefallsüchtigen vorgespiegelt, daß ihre Reize bei ihm dieselbe Wirkung erwecken müßten, wie es sonst bei andern Männern der Fall war, wenn sie es darauf anlegte, und sie dachte deshalb nicht daran, daß es nöthig sei, eine Betrachtung über den Zustand seines Herzens anzustellen.

Diese Gabe der Natur, welche nur wenige Menschen besitzen, die jedoch wirklich manchen von Gott verliehen wird, ist gewiß eine sehr köstliche; denn sie schützt vor manchem Irrthume, mithin auch vor mancher bitteren Erfahrung; aber sie bringt im Gegentheile auch wieder manche zuwege.

Es war Wanda früher gleichgültig, ob die Personen, welche der Zufall in ihre Nähe führte, es gut mit ihr meinten, oder im Gegentheile. Sie hatte mithin es auch in den wenigsten Fällen der Mühe werth gefunden, ihren durchdringenden Scharfblick auf ihre Handlungen zu richten, oder damit den Ausdruck ihrer Züge zu studiren und darüber Beobachtungen anzustellen. Allein ein Anderes sollte es sein, wenn sie den Gesuchten wirklich wiederfand, weil sie dann durch den ihr von der Vorsehung verliehenen Scharfblick, die Eigenschaften der Menschen zu erspähen, der Königin Dienste leisten mußte; weil sie dadurch diese Dame, welche, wie man ihr schon öfter gesagt hatte, ungewöhnlich klug, mithin gewiß sehr schwer zu täuschen war — wer konnte es wissen, ob überhaupt — schnell an sich zu fesseln suchen mußte, und zwar dadurch, daß sie ihr Dienste von besonderer Wichtigkeit leistete, oder wenigstens einen, der die Königin zum Danke gegen sie verpflichtete. Sie hatte es nöthig, sich dieser als ungewöhnlich zu zeigen. Das aber war Wanda nur dann im Stande,

wenn sie ihr sagen konnte, wem aus ihrer nächsten Umgebung sie das meiste Vertrauen und wem gar keins schenken dürfe, und sie wollte begreiflich den Gesuchten an die Spitze der Letzteren stellen, mithin auf diese Weise ihren Racheplan ausführen.

Wanda zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie den Willen der Königin bald in ihre Gewalt bekommen würde, wenn sie es nur darauf anlegte, und es war mancher Grund vorhanden, der ihre Meinung unterstützen konnte, wenn der Gesuchte sich wirklich in Krakau aufhielt. Sie hatte nämlich Ignacy über jeden der Höflinge sprechen hören, der wieder seinerseits von seinem Ohm Alles genau erfahren hatte, der Hoflakai bei der Königin war und verschiedener geheimer Ursachen wegen ihr ganzes Vertrauen besaß, welche Auszeichnung er jedoch nicht verdiente — deshalb nicht, weil er zwar keinem Menschen ihre Geheimnisse verrieth, jedoch bei seiner Frau eine Ausnahme machte, die wieder ihrem Neffen Ignacy Jedes mittheilte, was dieser gerne wissen wollte, der so ziemlich Alles, was bei Hofe vorging, vorzugsweise das, was sonst Niemand erfahren durfte und in späterer Zeit auch das Geringste Wanda mittheilte, die ihn auf eine geschickte Weise auszuforschen wußte, und was sie erfuhr, buchstäblich in ein Heft eintrug, das von nun an ihren größten Schatz enthielt.

Der Name Ignatowski kam gleichfalls in diesen

Mittheilungen vor, ohne daß Wanda davon eine Ahnung empfand, daß es Derselbe war, den sie mit so vieler Mühe aufsuchte.

Auf das, was sie von der Königin wußte und worunter sich Geheimnisse der wichtigsten Art befanden, stützte Wanda das Gelingen ihrer Pläne, wenn die Königin sie nur vor sich kommen ließ und sie darum in den Stand gesetzt wurde, diese durch ein Gaukelspiel zu täuschen. Darum aber zitterten ihr auch gegenwärtig die Hände aus Furcht, es möchte die Königin ihr die nachgesuchte Zusammenkunft verweigern.

Das Briefchen, welches Wanda nun entfaltete, war augenscheinlich von einer Dame geschrieben, und sein Inhalt lautete:

„Die von Dir gewünschte Sänfte wird heute, kurz vor Mitternacht, vor der Thüre des Gasthauses „zur goldenen Traube" sich einfinden, um Dich abzuholen."

„Wenn Du wirklich die besonderen Naturkräfte besitzest, deren Du Dich rühmst, und mir vermittelst derselben wichtige Dinge zu leisten vermagst, so sollst Du reichlich dafür belohnt werden; aber es wird Dich im Gegentheile eine harte Strafe treffen, wenn Du es wagen solltest, mich zu hintergehen, was zuverlässig entdeckt würde."

„Darum zieh Beides gut in Ueberlegung, bevor Du den Entschluß ausführst, mich aufzusuchen; denn es müßte Dich gereuen, wenn Du unfähig wärest, Wort zu halten.“

B.

Wanda wollte jedoch unter allen Umständen das Wagniß ausführen, die Königin, so gut es anging, zu täuschen, und traf nun schnell dazu die Anstalten.

Vor Allem las sie noch einmal mit der größten Aufmerksamkeit das Heft durch, in welches sie die Notizen über jedes Mitglied der königlichen Familie und Bemerkungen über jeden Höfling aufgezeichnet hatte, auch alle Geheimnisse der Königin, besonders eins, von dem diese gewiß annahm, daß es außer ihrem ehemaligen Leiblakai sonst kein Mensch in der Welt wissen konnte; diesen jedoch hielt sie für treu ihr ergeben und verschwiegen, weil ein Zufall es gefügt hatte, daß sie ihm ihr Vertrauen schenken mußte, wofür sie ihn reich belohnte.

Dann ließ sie den Wirth zu sich rufen, händigte ihm drei Goldstücke für den Juden Jakob Benjamin ein, eben so viel, die er behalten durfte, und sagte ihm darauf, daß sie gleich nach Mitternacht sein Haus verlassen müsse, wohin sie aber gegen Morgen schon zurückzukehren denke.

Der Wirth überlegte schnell, daß er noch man=

chen Vortheil ziehen möchte, wenn der junge Bursche sich längere Zeit in seinem Hause aufhielte, und versprach daher Alles nach seinem Wunsche einzurichten.

Wanda begehrte darauf zu Abend zu essen, und befahl, daß von nun an Niemand sie mehr durch seine Gegenwart belästigen dürfe.

Sobald sie sich allein befand, und keine Störung weiter zu befürchten brauchte, weil sie ihren Willen deutlich ausgesprochen, und dann die Thüre verriegelt hatte, legte sie den Anzug an, welchen sie selbst verfertigt, und darüber einen Frauenmantel von dunkeler Farbe, der ganz dazu geeignet war, ihre Gestalt zu verhüllen, und sogar ihr Gesicht, wenn sie die Kapuze tief über den Kopf zog, wie es zur damaligen Zeit alle Frauen aus dem Volke, bei übler Witterung, so machten. Endlich setzte sie sich in die Nische eines Fensters, um ihren Gedanken nachzuhängen, und sah nur zuweilen hinunter auf die Straße, weil sie sich überzeugen wollte, ob die Sänfte, welche sie erwartete, nicht etwa schon eingetroffen sei, und beeilte sich, darin Platz zu nehmen, sobald es wirklich der Fall war.

Die Männer, welche Wanda weiter trugen, brachten sie nach dem königlichen Schlosse, und hier in einen spärlich erleuchteten Corridor, in dessen Mitte sie eine Kammerfrau der Königin erwartete.

Sie war dicht verschleiert, und forderte Wanda auf, ihr zu folgen, indem sie ihr voranschritt.

---

Ganz am Ende des Corridors, welchen Wanda und deren Begleiterin zurücklegten, öffnete diese eine Thüre, und Wanda trat darauf in ein hell erleuchtetes, prachtvoll eingerichtetes Gemach, welches wahrscheinlich eines der Königin war, und hier sagte die Verschleierte: „Verweilt so lange hier, bis Jemand Eure Gesellschaft theilen will.“

Als Wanda sich allein befand, warf sie ihren Mantel ab, und sank ermüdet in einen bequemen Lehnsessel; denn sie hatte sich von der erst vor Kurzem überstandenen Krankheit noch bei weitem nicht vollkommen erholt, und fühlte sich besonders jetzt sehr angegriffen, wozu die heftige Aufregung ihres Gemüths viel beitrug. Jedoch gewann sie bald die ihr so nöthige Fassung, und konnte mit ruhiger Ueberlegung daran denken, wie sie sich gegen die Königin verhalten, und was sie ihr Alles sagen wollte.

Das Gemach, in welchem Wanda ihren Gedanken nachhing, hatte einen Ausgang in ein zweites, der nur durch einen Vorhang von violettem Sammet versteckt war, der sich endlich theilte, worauf zwei Damen hinter einander eintraten.

Die, welche voranschritt, zeichnete sich besonders

durch ihre stolze Haltung, und durch ihren kostbaren Anzug vor der zweiten aus, die bei weitem kleiner als die erste, und besonders einfach gekleidet war. Beide trugen dichte Schleier.

Wanda hatte sich von Ignacy genau die Person der Königin beschreiben lassen, und mußte darum die zweite Dame für Barbara halten. Auch deren Bild zeigte er ihr früher, welches er von seinem Ohm erhalten, der ihm damit eine große Freude bereitet hatte; denn zu jener Zeit konnte man die Abbildungen der Großen noch nicht in Kunstläden kaufen. Nur durch sie bevorzugte Personen erhielten sie, und dazu gehörte nun einmal der Leiblakai der Königin, Ignacy's Ohm. Aus einem besonderen Grund war er zu solcher Ehre gelangt, gewissermaßen ein Vertrauter der Königin geworden zu sein, und er wäre gewiß nicht Lakai geblieben, wenn sie nicht hätte befürchten müssen, den Neid der übrigen Dienerschaft auf ihn zu lenken, wenn sie ihm eine höhere Stelle gegeben.

Wanda glaubte mithin ihrer Sache gewiß zu sein, und irrte sich auch nicht, als sie die zweite Dame für die Königin hielt, und ohne sich zu besinnen, ihr entgegen ging, ein Knie vor ihr beugte, und mit ehrerbietigem Tone zu ihr sagte: „Barbara, Königin der Polen, empfangt von mir einen Beweis meiner Ehrfurcht, und denkt nicht weiter

daran, mich zu täuschen; denn Ihr seht Euch durch mich überzeugt, daß ich Euch, obgleich Ihr dicht verschleiert seid, doch erkannt habe."

Die Königin stutzte, war unentschlossen, was sie thun sollte, betrachtete Wanda aufmerksam, und flüsterte darauf ihrer Begleiterin zu: „Laßt mich allein mit ihr, verweilt jedoch in der Nähe dieses Gemaches, und tretet ein, sobald ich klingle."

Nachdem ihre Begleiterin sich entfernt hatte, ließ sich die Königin in einen Sessel nieder, indem sie sagte: „Erhebe Dich, und beantworte meine Fragen."

Während es geschah, betrachtete die Königin sie aufmerksam, wobei sie sagte: „Wer bist Du, und wie kamst Du auf den Gedanken, Dich zu mir zu wagen? Wie auf den Einfall, mir vorzuspiegeln, Du befändest Dich im Besitze von besonderen Naturkräften, welche Dich befähigten, mehr zu wissen, als gewöhnliche Menschen?"

„Wer ich bin," antwortete Wanda mit großer Bescheidenheit, „weiß ich Euch nicht zu sagen, weil ich meine Eltern nie gekannt habe. Und wie ich es wagen könnte, mich Euch vorzustellen — ? Hohe Frau, wenn Ihr mir gestatten wollt, Euch die Ursache dieser Kühnheit zu verschweigen, so will ich diese Gunstbezeigung als den Lohn künftig dafür

betrachten, wenn ich erst werde im Stande gewesen sein, Euch einen wichtigen Dienst zu leisten."

Die Königin besann sich erst einige Augenblicke, indem sie zugleich Wanda, in ihren Gesichtszügen forschend, ansah, worauf sie sagte: „Ich will diesen Vertrag eingehen, jedoch mußt Du mir zu beweisen suchen, daß Deine Behauptung wahr ist, daß der Himmel Dich mit besonderen Naturgaben freigebig beschenkt hat."

„Das werde ich," antwortete Wanda, dem Anscheine nach fest entschlossen, jedoch in ihrem Innern aus Angst bebend, weil sie nicht wissen konnte, was die Königin von ihr als Beweismittel fordern würde.

„Theile mir irgend eine Begebenheit aus meinem früheren Leben mit," fuhr die Königin fort, „eine aus der Zeit meiner ersten Anwesenheit in Krakau; jedoch muß es eine solche sein, die nicht Jedermann bekannt ist."

Wanda hatte sich vorgestellt, noch bevor sie ihren Plan zur Ausführung brachte, daß die Königin, wenn sie zu dieser gelangen sollte, eine Forderung der Art an sie richten würde, und wußte bei einem solchen Examen zu bestehen, da ihr viele Charakterzüge der Königin durch Ignacy bekannt geworden waren, und manche Anekdote von verschiedenen Höflingen.

Auch manches Geheimniß von der Königin hatte

sie durch ihn erfahren, was sein Ohm ihm mitgetheilt, der bei jeder Gelegenheit bemüht war, der Königin solche Dienste zu leisten, die sie keinem Andern aus ihrer Dienerschaft anvertrauen wollte, wie es eigentlich noch jetzt der Fall, obgleich er, um sich in seinen alten Tagen zu pflegen, nicht mehr seinen Dienst versah, sondern in einem kleinen Häuschen hinter dem Schloßgarten wohnte, zu dem er jedoch einen Schlüssel besaß, vermittelst dessen er bequem zu seiner Gebieterin gelangen konnte, welche ihn aber, seitdem sie anfing, fühlbar zu altern, seltener mit einem Auftrage in ihren Angelegenheiten belästigte. Die Zumuthung der Königin setzte darum Wanda nicht in besondere Verlegenheit, und sie hätte deren Aufgabe augenblicklich lösen können, wenn es nicht ihre Absicht gewesen wäre, einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten.

Auch wünschte sie die Königin davon zu überzeugen, daß sie sich darauf erschöpft an Kräften fühlte, nachdem sie ihr solche Mittheilungen würde gemacht haben, zu deren Kenntniß sie nur durch besondere Eigenschaften konnte gelangt sein, womit die Natur sie so begünstigt hatte, wie höchst selten es von ihr zu geschehen pflegte, und darum erbat sie sich die Frist von fünf Minuten, bevor sie im Stande sei, die ihr gewordene Aufgabe zu lösen.

Während dieser Zeit kniete sie, in einiger Ent-

fernung von der Königin, vor einem Sessel nieder, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, die auf einem Sessel ruhten, holte nach und nach schwerer Athem, weinte endlich, seufzte und stöhnte. Zuvor aber hatte sie in eine Ecke des großen Gemaches eine brennende Wachskerze gesetzt, die es freilich nicht zu erhellen vermochte, und die übrigen sämmtlich ausgelöscht.

Aus diesem Grunde konnte die Königin auch nicht wahrnehmen, daß Wanda aus den weiten Aermeln ihres Gewandes ein Tuch zog, mit dem sie sich heimlich die Schminke abwischte, welche sie aufgelegt hatte, um ihrem noch von der Krankheit sehr bleichen Gesichte etwas Farbe zu verleihen.

Endlich — als eben die Königin im Begriffe stand, die Klingel anzuziehen, indem ihr ganz unheimlich in der Nähe dieser vermeinten Seherin wurde, erhob sich Wanda, und ging mit langsamen Schritten auf sie zu, indem sie, gegen früher betrachtet, todtenblaß aussah.

Die Königin erschrak deßhalb; denn sie befürchtete, daß die Fremde unwohl geworden sei; allein diese sagte mit feierlichem Tone: „Königin der Polen, kniect nieder, beugt Euer Haupt tief zur Erde, und erhebt es nicht eher wieder, bis ich drei Mal Euren Namen laut werde ausgesprochen haben. Be-

folgt Ihr nicht buchstäblich dieses Gebot, so bin ich nicht im Stande, Euer Begehren zu erfüllen."

Wanda wartete ab, bis die Königin ihrem Geheiß genaue Folge geleistet hatte, und kehrte dann erst zu der brennenden Wachskerze zurück, nahm aus der Tasche ihres Gewandes eine kleine silberne Räucherpfanne, goß aus verschiedenen Fläschchen wohlriechende Essenzen hinein, und erwärmte diese über dem Lichte, wodurch sie solchen Dampf hervorbrachte, daß die Königin förmlich betäubt wurde, worauf sie über deren Haupt ein Gebet in ihrer Landessprache murmelte, welches die Königin deshalb nicht verstehen konnte.

Nachdem sie damit zu Ende war, sprach sie drei Mal schnell hinter einander den Taufnamen der Königin aus, worauf diese sich erhob, und Wanda beinahe drohend ansah, weil sie glaubte, daß die vorgebliche Seherin ein freches Spiel mit ihrer Leichtgläubigkeit treiben wollte, jedoch erschrokken zusammenfuhr, als Wanda zu ihr sagte: „Im ersten Jahre Eurer Ehe hattet Ihr einen Besuch, der aus Ungarn kam, und zwar aus der Hauptstadt dieses Landes. Durch diesen Besuch wurde Euer Herz sehr erfreut, obgleich Ihr hinlänglich Ursache hattet, während er bei Euch verweilte, in eben dem Grade Euch zu ängstigen, als Ihr Euch freutet."

Während Wanda sprach, nahm die Verlegenheit der Königin zu, welche sich gleich anfänglich in ihrem Aeußern gezeigt hatte, und endlich eilte sie sogar hin zu der Thüre, die in ein zweites Gemach führte, um sich davon zu überzeugen, ob sie auch nicht behorcht würden, worauf sie zu sich selbst sagte: „Gottlob, mein Verdacht war grundlos,“ dann aber sich zu Wanda kehrte und dieser zurief: „Fahre fort.“

Wanda gehorchte, indem sie versetzte: „Eben deshalb, weil Ihr gerechte Furcht hattet, daß irgend Jemand die Anwesenheit des Mannes, der zum Besuche zu Euch kam, entdecken könnte, empfingt Ihr ihn jedesmal erst dann, wenn die übrigen Bewohner des Schlosses schon schliefen, und —“

Die Königin befand sich augenscheinlich so lange in einer besonderen Aufregung des Gemüthes, und rief nun eben so schnell wie lebhaft aus: „Halte ein, und verschließe das, was Du noch mehr von meiner Vergangenheit weißt, tief in Deinem Innern.“

„Ihr habt zu befehlen,“ erwiederte Wanda, „und mein Mund wird verstummen. Wolltet Ihr aber noch mehr wissen, so könnte ich Euch auch sagen, was sich ein Jahr später zugetragen hat; damals als Ihr —“

„Nein, nein, ich will kein Wort mehr hören,“ rief ihr die Königin mit gebietendem Tone zu; aber

gleich darauf sagte sie, wieder ruhiger geworden: „Weißt Du vielleicht mir eine Begebenheit aus meinem späteren Leben mitzutheilen?“

Wanda betrachtete sie aufmerksam eine ganze Weile, bevor sie fortfuhr: „Ihr habt vor drei Jahren einen Ring verloren, der Euch theuer war, und den Ihr darum niemals ablegtet; er hatte die Form eines Kreuzes, und es war ein Goldtopas mit Perlen eingefaßt. Jemand, der jetzt schon längst im Schooße der Erde ruht — der jedoch keines natürlichen Todes starb, sondern enthauptet wurde—“

„Ich weiß genug!“ rief die Königin, sie unterbrechend, worauf sie Wanda mit einem Blicke betrachtete, der Unruhe und zugleich auch Angst ausdrückte; allein nach einer ziemlich langen Pause fragte sie: „Habe ich den verlorenen Ring wieder bekommen, und wann war das der Fall?“

„In demselben Jahre, als Ihr ihn vermißt hattet, im Spätherbste, indem die Bäume sich entblätterten, wies es sich aus, daß er im Schloßgarten an einem Strauche war hängen geblieben, bei Gelegenheit, wo Ihr Rosen pflücktet, aus welchen Ihr später einen Kranz wandet, den Ihr Eurer Tochter aufsetztet, und Euer Herz am Anblicke ihrer Schönheit erlabtet. Oder — war es nicht so?“

„Ganz wie Du behauptest,“ sagte die Königin, „aber fahre fort.“

„Ihr verschwiegt Eurer Umgebung, daß Ihr den Ring wieder gefunden hattet,“ versetzte Wanda, „und zwar, weil Ihr Euch schämtet, es einzugestehen, daß Ihr ungerechter Weise eine von Euren Frauen im Verdachte des Diebstahls hattet, und darum plötzlich sie entließet.“

Als Wanda nun schwieg, sagte die Königin, sie mit Mißtrauen betrachtend: „Mir wird in Deiner Nähe wirklich unheimlich zu Muthe; denn die Natur scheint in der That Dich mit besonderen Eigenschaften begabt zu haben, die sie gewöhnlichen Menschen verweigert; aber — daß ich mich nicht irre, darüber muß ich Gewißheit haben. Also — wer hat mich im ersten Jahre meiner Ehe zu nächtlicher Zeit, damit Niemand es erfuhr, besucht? Nenne dicht an meinem Ohre den Namen dieses Mannes.“

Wanda flüsterte ihr ganz leise zu: „Graf Cerzkonci, der Vertraute Eures Bruders, sprach Euch einige Male noch spät nach Mitternacht.“

Die Königin fühlte sich durch diese Mittheilung so erschüttert, daß sie nicht gleich darauf sprechen konnte. Aber sie suchte sich bald zu fassen, und fragte dann — jedoch mit unsicherer Stimme „Hatte ich mit ihm ein verbotenes Liebesverhältniß? Und kam ich deßhalb so geheimnißvoll mit ihm in nächtlicher Stille zusammen?“

„Nein,“ erwiederte Wanda; „es war zwischen

Euch von viel Wichtigerem die Rede. Er wollte Euch zur Alleinherrscherin von ganz Polen und Ungarn machen, und als sein Plan scheiterte, wußtet Ihr die Sache so zu wenden, daß die Schuld allein auf ihn fiel. Euer Gemahl ließ sich auch durch Euch täuschen; er glaubte Eurer Selbstvertheidigung, und der Unglückliche, der, von Ehrgeiz verblendet, Euch anhing, der Euch wichtige Dienste leistete, und dadurch sich große Vortheile zuzueignen dachte, welche ihm die erste Stelle neben Eurem Throne gesichert hätten — am liebsten Eure Hand — wurde auf Befehl Eures Gemahls und auf den Rath Eures Bruders, der dadurch verhindern wollte, daß seine eigene Schuld entdeckt würde, heimlich hingerichtet. Auf Eurem Herzen lastet mithin eine Blutschuld; denn Ihr hättet ihn retten können, wenn es Euer Wille gewesen wäre."

Die Königin war nicht im Stande, Wanda zu unterbrechen; denn sie zitterte wie im Fieber, und ihre Füße versagten ihr den Dienst. Sie mußte sich also niedersetzen und gegen ihren Willen Wanda weitersprechen lassen, bis sie ihrer Stimme wieder Festigkeit zu geben vermochte; dann aber sagte sie: „Wenn Du jemals einem Andern ein Wort von dieser Angelegenheit verrathen solltest, so würde ich Deinen Mund für immer verschließen lassen. Fordere dagegen im entgegengesetzten Falle einen Lohn, wie

Du nur immer ihn wünschen kannst, und er soll Dir gewährt werden. Nur mußt Du mir angeloben, daß Du schweigen willst; ja, Du sollst sogar durch einen Schwur Dich dazu verpflichten."

Die Königin konnte nicht weiter sprechen, bevor sie sich wieder in einer Pause erholt hatte; dann jedoch sagte sie, und zwar noch mit unsichrer Stimme: „Du mußt es mir zuschwören, und zwar bei Deiner ewigen Seligkeit, daß Du mein Geheimniß nicht verrathen wirst — bei dem Blute unseres gekreuzigten Heilandes, daß Du vergessen willst, was Du weißt. Jede Forderung, die Du dann an mich richtest, jede Bitte, die Du gegen mich aussprichst, soll in diesem Falle Dir gewährt werden, und ich verpfände Dir mein königliches Wort darauf, daß ich mein Versprechen erfüllen will. Ja, sprich jetzt gleich eine solche aus und vermindere dadurch die Last meiner Schuld gegen Dich, indem Du mir dazu Gelegenheit giebst, sie abzutragen."

„Noch nicht," erwiederte Wanda lächelnd; „aber es kann eine Zeit eintreten, wo ich Euch an Euer Versprechen erinnern muß, und dann habt die Gnade, es zu erfüllen."

„O, gewiß," betheuerte die Königin; „nur bewahre sorgfältig mein Geheimniß. Oder — wie — hast Du es vielleicht schon irgend einem Menschen verrathen?"

„Niemandem,“ antwortete Wanda, „und es wird auch tief in meiner Brust verschlossen bleiben, wenn Ihr nur meine Wünsche und Bitten für diesen Fall erfüllen wollt; denn ich werde nur solche vor Euer Ohr bringen, die zu gewähren Ihr die Macht besitzet. Aber — und verzeiht mir, daß ich mich offen gegen Euch erkläre — glaubt ja nicht, daß Euer Geheimniß dann sicher gestellt wäre, wenn Ihr mich etwa entweder durch Gift tödtet, oder durch Andere ein solches Werk vollziehen ließet. Nein, nur mein Leben kann das zuwege bringen, und darum strebt ja darnach, dieses so sorgfältig wie Euer eigenes zu schützen; dagegen ich mit treuer Sorgfalt Euch ebenso beschirmen will, damit kein böser Hauch Euch anweht.“

„Nun, wenn Dir das möglich werden soll,“ sagte die Königin lebhaft, „so mußt Du für immer in meiner Nähe verweilen. Beziehe daher eine Wohnung hier im Schlosse.“

„Das ist mir unmöglich,“ versicherte Wanda; „auch würde es auffallen und Euch Nachtheil bringen. Doch ich habe versprochen, Euch einen Dienst zu leisten, und will Wort halten. Ich werde Euch wissen lassen, welchem von Euren Höflingen Ihr am wenigsten trauen dürft, durch welchen Ihr eine Gefahr zu befürchten habt. Aber Ihr müßt mir dazu die Gelegenheit verschaffen, daß ich sie sämmtlich

längere Zeit auf einer Stelle versammelt sehen kann, ohne daß sie mich gewahr werden."

Die Königin verweilte einige Minuten in Nachdenken versunken, worauf sie sagte: „Künftigen Mittwoch geht in der Schloßkirche der ganze Hof zum heiligen Abendmahle, und Du kannst dann Jeden beobachten, wenn ich Dir erlaube, in eine kleine Loge zu treten, in welcher ich täglich der Messe beiwohne, weil es mir unbequem wäre, wollte ich die große dazu benutzen, wo man mich sehen und beobachten könnte, was meine Andacht stören möchte, dagegen ich in dieser kleinen Loge, hinter einem Vorhange von Seidengaze verborgen, auf den Altar sehen kann, ohne daß man mich wahrnimmt. Bist Du mit meinem Vorschlage zufrieden?"

„Gewiß," entgegnete Wanda; „aber wie werde ich in diese Loge gelangen, ohne daß man es wahrnimmt? denn es wanken beständig Viele im Schlosse umher, und ich will nicht, daß man mich sehen soll."

„Ich lasse Dich in frühster Morgenstunde in mein Gemach bringen, und zeige selbst Dir den Weg nach jener Loge, die kaum hundert Schritte von da entfernt ist."

„Nein," sagte Wanda; „es wird besser sein, wenn ich mich gleich dort hin bringen lasse. Doch — auf welche Art werde ich unbemerkt Euch sprechen können, bevor ich das Schloß verlasse?"

„Ich kann in die Loge kommen, ohne daß es auffällt, und Dich in einer Sänfte auch wieder nach Deinem Gasthause zurücktragen lassen, wenn Du es nicht vorziehst, für immer in meiner Nähe zu verweilen.“

„Ich habe es Euch schon gesagt,“ erwiederte Wanda, „daß es mir unmöglich ist, Euer Begehren zu erfüllen, und muß auch jetzt Euch verlassen; denn nach jeder Anstrengung meiner Naturkräfte fühle ich mich zum Hinsinken ermüdet.“

„Nach wenigen Augenblicken sollst Du meine Sänfte wieder benutzen können,“ sagte die Königin, indem sie aufstand; „aber ich rechne fest darauf, Dich künftigen Mittwoch in der Kirchenloge zu sprechen.“

Wanda gelobte, daß sie dort sich einfinden wollte, worauf die Königin sich entfernte.

Wanda hüllte sich nun in ihren Mantel, und gleich darauf erschien die Sänfte in dem Corridor, wohin die Kammerfrau der Königin sie begleitete. Sie nahm darin Platz, und ließ sich wieder zurück, nach dem Gasthause „zur goldenen Traube“ tragen.

Der Wirth hatte sie zwar erwartet, aber er war darüber eingeschlafen; sie vermochte mithin in ihre Stube zu gelangen, ohne daß er sie gesehen, und am andern Tage entschädigte sie ihn durch ein Geschenk in Geld für seine Bemühung.

Wladislaus, der muthmaßliche Thronerbe von Polen, der Sohn Sigmund III., war zu der Zeit, wovon die Rede ist, vierundzwanzig Jahr alt. Er glich in vielen Stücken an Charakter seinem Vater, und besonders fügte er sich eben so in den Willen der Königin, wie dieser es von jeher gethan hatte. Sein Aeußeres war weder schön zu nennen, noch sein Benehmen besonders liebenswürdig; wie er überhaupt wenig sprach, und ein ruhiges Temperament zeigte. Manche wollten zwar von ihm behaupten, daß der Schein bei ihm trog, daß er vielmehr, in Bezug auf das weibliche Geschlecht, weit mehr leidenschaftlich war, wie man glaubte; allein er gab wenigstens niemals Ursache, daß man seinem Lebenswandel eine bestimmte Thatsache von Unschicklichkeit zur Last legen, oder etwa gar ihn als unmoralisch bezeichnen, mithin mit Recht ihn tadeln konnte. Vielmehr verstand er es meisterhaft, seine Liebeshändel ganz insgeheim weiter fortzuspinnen, zu zerreißen, und wieder neue anzuknüpfen, und weil er sich damit nie an Damen am Hofe wandte, so nannten ihn diese unemfindlich, auch wohl einen Weiberfeind; dagegen ihn die jungen Männer, welche sich die Mühe nahmen, seinem Treiben nachzuspüren, richtiger beurtheilen lernten.

Sein Bruder, der auf ihn folgte, mit Namen Albertus, war zwanzig Jahr alt; nach diesem kam

Carolus Ferdinandus, der ein Jahr jünger war; Johannes Casimirus zählte siebzehn Jahre, und die beiden Prinzessinnen Anna und Constanze waren, die Erstere sechszehn, die Jüngste funfzehn Jahr alt, als Wanda sich bei der Königin einführte, um ihren Racheplan zu verfolgen.

Schon längst hatte sich diese mit dem Gedanken beschäftigt, welche Fürstentochter sie für ihren erstgeborenen Sohn unter denjenigen zur Gemahlin auswählen sollte, welche man ihr von allen Seiten dazu in Vorschlag brachte, und noch immer konnte sie keinen festen Entschluß fassen; denn die von ihr Bevorzugte sollte nicht allein alle die Ansprüche befriedigen, welche die Königin an ihre Abstammung und an die politischen Verhältnisse richtete, welche zugleich damit eingeleitet, oder desto ernstlicher fortgesponnen werden mußten, sondern es war nothwendig, daß sie ihrem Gemahle eine reiche Mitgift an baarem Gelde zubrachte, wenn dessen Vater mit Sicherheit auf den Besitz der Krone von Polen rechnen wollte; denn nur die Befriedigung ihres Eigennutzes hatte so oft schon die Unzufriedenen im Lande auf die Bahn ihrer Unterthanspflichterfüllung zurückgebracht, und die Quellen, aus der die Mittel geschöpft wurden, welche die Eigennützigen immer wieder zufrieden stellten, fingen an zu versiegen.

Ja, sehr reich sollte nach den Ansprüchen, welche

die Königin an ihre künftige Schwiegertochter machte, diese sein, reich in der Bedeutung des Wortes, wie man an eine Prinzessin nur ein solches Begehren in Anwendung bringen konnte; das hatte die Königin fast beschlossen, und da sie sich überzeugt hielt, daß ihr Sohn sich bei jedem Vorschlage, der von ihr ausging, in ihre Wünsche nachgiebig fügen würde, so konnte sie eine Wahl nach ihrem Sinne für ihn treffen, ohne zu befürchten, daß er nicht darauf eingehen möchte.

Nach langem Schwanken in ihrem Entschlusse und vielfachem Ueberlegen meinte sie endlich, daß Christine von Schweden alle die Eigenschaften in sich vereinigte, welche dazu erforderlich waren, um ihre Wünsche zu befriedigen, weil dann, wenn diese Vermählung zu Stande kam, jeder Zwist um das Erbrecht, welches Sigmund III. noch fortdauernd gegen Schweden beanspruchte, mit einem Male sich für den künftigen Thronerben von Polen befriedigend entschieden hätte.

Barbara mußte jedoch vorsichtig bei der Sache zu Werke gehen, wenn sie sich die Realisirung ihrer Wünsche sichern wollte; denn sie hatte wegen zweier Punkte mit großer Behutsamkeit zu verfahren.

Wladislaus hatte von jeher eine Meinung gegen die Königin von Schweden gefaßt, und sich auch bei jeder Gelegenheit darüber geäußert, weil Gerüchte

im Umlaufe waren, die nicht seinen Beifall fanden; denn man schilderte sie als weder sanftmüthig, noch liebenswürdig im Umgange, oder sonst mit Vorzügen begabt, welche dazu geeignet sind, das weibliche Geschlecht zu empfehlen. Indessen hoffte die Königin doch, daß sie im Stande wäre, jeden Einwand ihres Sohnes gegen diese Vermählung zu beseitigen, wenn sie dazu Zeit behielt, um so vorsichtig und zweckmäßig zu handeln, wie es ihr nothwendig zu sein dünkte, und sie es sich vornahm. Dieser Punkt also verursachte ihr bei weitem weniger Sorgen und Bedenklichkeiten, als der zweite, und zwar nicht ohne einen triftigen Grund.

Christine von Schweden nämlich hatte bei jeder dazu passenden Gelegenheit erklärt, daß sie sich gar nicht zu vermählen denke, und bekräftigte ihre Worte dadurch, daß sie jeden fürstlichen Bewerber um ihre Hand zurückwies. Die Königin von Polen sah deshalb ein, daß sie nur sehr langsam weiter schreiten konnte, indem sie beabsichtigte, Christinens Zustimmung in ihren Lieblingsplan zu erlangen. Sie suchte daher ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß er vor allen Dingen seinen Gesandten in Stockholm genau davon unterrichtete, wie er bei dieser Sache verfahren müsse, und zugleich ihm verbot, die ihm ertheilten Aufträge irgend Jemandem in Polen zu verrathen, weil Barbara, wenn ihr Plan mißlang,

sich vornahm zu verbergen, wie thätig sie dabei war, um die Vereinigung ihres Sohnes mit der Königin von Schweden zu Stande zu bringen. Die sonst so äußerst kluge Frau berechnete dabei nicht, daß dergleichen Begebnisse in der Regel nicht vollkommen geheim gehalten werden können.

Die Brüder des Thronfolgers waren gutmüthig, gegen hoch stehende Personen freundlich im Umgange, gegen geringe herablassend, und nicht mit so wenig Geist begabt, als ihre Mutter ihnen zutraute.

Die beiden Prinzessinnen, Anna und Constanze, besaßen viele äußere Vorzüge, womit die Natur sie beschenkt hatte, aber auch viele Herzensgüte, jedoch zog man allgemein die Letztere ihrer Schwester vor; denn sie verstand es, sich auch bei dem Geringsten im Volke dadurch beliebt zu machen, daß sie nicht nur jede an sie gerichtete Klage mit Geduld anhörte, sondern auch jedes Gesuch bei ihren Eltern durch ihre Fürsprache unterstützte; sie ward also aus diesem Grunde von der Nation, wie man sich auszudrücken pflegt, gleichsam angebetet. Doch nicht deshalb allein, sondern ihrer großen Mildthätigkeit wegen gleichfalls; denn in der Regel beschenkte sie die Bedürftigen so lange, bis völlige Ebbe in ihrer Kasse war, und sie sich dann auch wohl noch durch ihr Herz dazu verleiten ließ, von ihren Geschwistern auf so lange Geld zu entlehnen, bis sie wieder im

Stande war, ihre Schuld abzutragen, da sie, wie diese, ein besonderes Privatvermögen besaß, über dessen Einkünfte sie verfügen konnte, dessen Stamm sie aber nicht anbrechen durfte.

Es ist und bleibt für uns ein Räthsel der Natur — wie sie uns so viele zu lösen aufgiebt — daß ganz vortreffliche Eltern, die eben so gut äußerlich angenehm sind, Kinder besitzen, die ihnen in keiner Weise auch nur ähneln, und wieder das Gegentheil davon, wie es bei Sigmund und dessen Gemahlin der Fall war.

Es gab wenige Personen am Hofe, welche den Charakter der Königin genau kannten, und ihn richtig zu beurtheilen im Stande waren; vielmehr verstand sie es, vermittelst der ihr eigenthümlichen Schlauheit, die meisten Menschen zu täuschen — wenige, die errathen konnten, welche Motive sie gewöhnlich bei ihren Handlungen leiteten, die oft anscheinend gut, ja sogar vortrefflich waren, und dennoch einer unreinen Quelle entsprangen. Zu diesen wenigen Personen gehörte jedoch der Reichsrath Dominik Ignatowski. Dieser durchschaute sie vollkommen, und setzte nicht selten dem, was sie in unlauterer Absicht wollte, einen hemmenden Damm entgegen. Darum, weil sein Stolz es nicht zuließ, und noch weniger sein Rechtlichkeitsgefühl, daß er seine Meinung, welche immer das Bessere vorzog, den

Ansichten einer Frau unterordnete, die er, im Grunde seines Herzens, ihrer unedlen Grundsätze wegen verachtete, da er streng das Rechte allenthalben bevorzugte, von Andern eine gleiche Pflichterfüllung verlangte, und vor höher als er Stehenden sich nicht aus Rücksichten zu beugen vermochte, es auch durchaus nicht wollte.

Wenn der Reichsrath anhaltend zum Widerspruche gereizt wurde, so war dann seine Art, sich auszudrücken, nicht fein; aber er meinte es noch immer fortdauernd gut mit dem Könige, obgleich er ihn nicht eigentlich liebte, weil er es durchaus mißbilligte, wenn ein Mann sich schwach zeigte, und dabei noch einen grenzenlosen Egoismus bei Allem, was er unternahm, verrieth, wie ihn Sigmund bei jeder Gelegenheit zeigte; dagegen Ignatowski die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses um so inniger liebte, weil er sie schon als Kinder gekannt, und sich oft mit ihnen beschäftigt hatte, wenn sie ihn auf dem Schlosse aufsuchten, oder im Vorzimmer ihres Vaters erwarteten. Nur schenkte er dem Thronfolger am wenigsten sein Wohlwollen, weil dieser seinem Vater an Schwäche des Charakters am meisten ähnelte.

Vorzugsweise aber liebte Ignatowski mit einem wahren Feuereifer sein Vaterland; für das wäre ihm kein Opfer darzubringen zu schwer gewesen, und

wenn Golkonda ihm alle Schätze dafür angeboten hätte, damit er es verlassen sollte, so würde er sie ausgeschlagen, und lieber in seiner Heimath gedarbt haben.

Doch, kaum vermochte er den Widerwillen zu verbergen, den er gegen die Königin empfand, der er den Willen zu jeder bösen That zutraute, wenn diese ihr nöthig dünkte, damit sie ihre Absichten erreichen konnte; aber trotz dem sah er ein, daß er ihr verbergen mußte, wie er dachte; denn sie war die Gemahlin seines Monarchen, und lenkte dessen Handlungen. Er bemühte sich also zwar nicht offenbar, als ihr Feind zu erscheinen; allein er konnte sich doch unmöglich in dem Grade vor ihr verstellen, daß sie ihn nicht durchschaut hätte, da sein Benehmen ihr gegenüber zwar so höflich und rücksichtsvoll war, wie es die Umstände geboten, jedoch eben so kühl, wie er sich gegen Andere zeigte, von welchen er gleichfalls annahm, daß sie es nicht besser verdienten.

Aus manchem Grunde errieth Ignatowski, was für Pläne die Königin zur Vermählung ihres Erstgeborenen entworfen hatte, und beurtheilte darum ihre mißmüthige Stimmung richtig, die sich ihrer bemächtigte, weil sie bald einsah, daß sie nur wenig zur schnelleren Beförderung ihrer Wünsche unternehmen konnte, wenn sie nicht, statt etwas gut zu ma-

chen, Alles verderben wollte. Da jedoch — ein Fall, der selten eintrat — der Reichsrath Ignatowski die Meinung der Königin theilte, und gleichfalls glaubte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen eine Vermählung des Thronfolgers mit der Königin Christine von Schweden vortheilhaft für Polen sei, so trat er der Ausführung dieses Planes nicht entgegen, wie er es im entgegengesetzten Falle ganz gewiß nicht unterlassen hätte, und nicht etwa heimlich dabei zu Werke gegangen wäre.

So standen die Angelegenheiten der Königin von Polen zu der Zeit, als der Reichsrath Ignatowski beabsichtigte, seine Töchter bei Hofe vorzustellen, um sich mit diesem Schritte mehr der Ausführung eines Vorsatzes zu nähern, den er sorgfältig in seinem Innern pflegte, seitdem er aus der Gefangenschaft der Tartaren zurückgekehrt war, nämlich sich in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen, und Beztroski zu seinem künftigen Wohnorte zu erwählen, worüber er jedoch gegen die Seinigen keine Aeußerung aussprach, weil er die Abneigung seiner Gemahlin gegen dieses Schloß kannte, und diese nach und nach durch Gründe der Vernunft zu besiegen hoffen konnte.

Weit lieber würde auch der Reichsrath künftig sein Leben in Gahrozany zugebracht haben; da er jedoch einsah, daß er hier, so nahe bei Krakau, die

Ruhe nicht finden würde, welche er aufzusuchen beabsichtigte, so entschloß er sich, Beztroski zu seinem künftigen Wohnorte zu erwählen, sobald er seine Töchter verheirathet, und seinen Sohn in den Staatsdienst gebracht hätte, in dem dieser einige Zeit verweilen, und darauf sich eine ländliche Besitzung tiefer im Lande kaufen sollte; denn er glaubte, daß seine Gemahlin dann vollkommen genesen würde, wenn sie nicht mehr befürchten dürfe, daß er sich einmal in einer Aufwallung von Heftigkeit vergessen, und entweder dem Könige selbst, oder auch dessen Gemahlin, ganz unverbrämt gestehen möchte, welcher Art die Meinung war, die er von ihnen in seinem Innern so lange schon genährt hatte. Aus diesem Grunde mit hoffte er also, sie werde sich lieber dazu entschließen, in der Folge mit ihm in dem Bergschlosse Beztroski zu leben, obgleich es ihr sehr schwer fallen mußte, ihre so unendlich schöne ländliche Besitzung Gayrozany zu verlassen; allein er konnte sich überzeugt halten, daß gerade Beztroski nicht der Ort gewesen wäre, den sie, um dort zu leben, gewählt hätte, und schwieg darum über die Ausführung seines Planes noch vorsichtig, indem er sich zugleich Vorwürfe darüber machte, daß er selbst mit daran Schuld war, daß sie solches Vorurtheil gegen einen Ort gefaßt, der eine so reizvolle romantische Lage hatte.

Durch ihn nämlich erfuhr Vannienka in der

ersten Zeit ihrer Ehe, welche Gerüchte und Sagen von dem Schlosse seiner Vorfahren im Munde des Volkes umherliefen, und er verhinderte es nicht, daß seine ehemalige Amme noch bei weitem mehr dazusetzte, weil es ihn ergötzte, wenn er erfuhr, daß seine Gemahlin sich vor übernatürlichen Erscheinungen fürchtete, und doch gerne die Erzählungen davon anhörte; ein Umstand, der ihm Stoff zu mancher Scherzrede lieferte. Der Reichsrath aber that um so mehr Unrecht, daß er die Sache nicht ernsthafter nahm, da er wußte — weil der Arzt seiner Gemahlin oft genug darüber gesprochen hatte, ohne jedoch ihn davon zu überzeugen — daß ihre unnatürliche Furchtsamkeit nicht einzig und allein dem Fehler entstammte, welchen man in ihrer Jugend bei ihrer Erziehung beging, indem man diesen nicht strenge genug unterdrückte, sondern eine Folge ihrer beständigen Kränklichkeit war, eine Ueberreizung ihrer Nerven, weil er oft sah und hörte, daß ihre kranke Phantasie besonders dann, wenn sie körperlich viel litt, ihr Dinge vorspiegelte, die nicht existirten, weshalb sie auch an Manches fest glaubte, was sonst ihr natürlicher Verstand hätte verwerfen müssen.

Später freilich sah er ein, daß er nicht gut daran gethan hatte, nur über solche Uebelstände zu scherzen, die er eigentlich hätte ernster nehmen müssen; denn sie zeigte dann sogar eine gewisse Aengst-

lichkeit, wenn sie an einem Orte verweilen mußte, der ihr nicht genau bekannt war, oder eben solche, wenn sie sich in der Abenddämmerung allein in einem Zimmer befand, wenn Niemand in dem ihrigen schlief u. s. w., weshalb er nun ernster diesen Erziehungsfehler zu bekämpfen suchte, jedoch ohne einen genügenden Erfolg.

Das wahrzunehmen war nun dem Reichsrath, seiner Kinder wegen, doppelt unangenehm, weil er befürchtete, daß diese eben so furchtsam werden könnten, und deshalb wurden seine Vorstellungen immer strenger. Vannienka suchte darum auf jede nur mögliche Weise zu verhindern, daß ihr Gemahl bemerken konnte, wie wenig sie sich zu ändern vermochte; allein er durchschaute ihre Absicht bald, weil sie es sorgfältig vermied, über dergleichen Gegenstände mit ihm zu sprechen. Er folgte jedoch ihrem Beispiele, erwähnte das Schloß Beztroski nicht mehr, und hoffte, sie würde aus Liebe zu ihm endlich der Stimme der Vernunft Gehör schenken, und ein Vorurtheil besiegen, daß ohnehin keinen sichern Grund hatte, da Niemand mit völliger Gewißheit die schaudervollen Begebenheiten behaupten konnte, welche sich in dem Schlosse Beztroski zugetragen haben sollten, und um derentwillen Keiner von den Eigenthümern desselben dort für immer hatte leben wollen.

Die Mitglieder der königlichen Familie hatten sich in der Schloßkirche in der Loge eingefunden, in welcher sie der Messe und Predigt beizuwohnen pflegten, so oft irgend eine kirchliche Feierlichkeit sie dazu einlud, und die Höflinge waren in andern zu beiden Seiten nach Rang und Würden vertheilt.

In der Loge, welche ursprünglich der Familie Ignatowski gehörte, öffnete sich eben die Thüre, als Aller Blicke dahin gerichtet waren; denn man wünschte dessen Töchter zu sehen, die zum ersten Male öffentlich erschienen.

Ihnen voran ging ihre Mutter, die wegen ihrer beständigen Kränklichkeit sehr blaß und angegriffen aussah. An ihrer rechten Seite befand sich Pelagia Chemineffski, die man seit dem Tode ihres Gemahls gleichfalls zum ersten Male öffentlich erscheinen sah, und hinter ihnen folgte Agraffia mit ihrer Schwester Olga, da ihr Vater ihnen an dem für sie so festlichen Tag den Vortritt eingeräumt hatte. Beide waren im ganzen Sinne des Wortes einfach weiß gekleidet; sie trugen nicht den geringsten Schmuck an sich, nur einen Kranz von Rosen, ebenfalls weiß, im Haare.

Ohne das Auge aufzuschlagen, knieten sie neben ihrer Mutter nieder, verrichteten eben so ihr Gebet, hörten andächtig der Predigt zu, und wohnten darauf dem hohen Amte bei, das dieser folgte.

Am Schlusse desselben traten zuerst der König, die Königin, und in ihrer Mitte der Thronfolger an die Stufen des Altares, um das heilige Abendmahl zu empfangen; ihnen folgten die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, und diesen die Höflinge nach ihrem Range, doch zuerst Olga und Agraffia, weil ein Theil der religiösen Feier des Tages ihnen galt.

Sie konnten und wollten freilich nicht, was gleich darauf geschah, wahrnehmen, weil es unschicklich gewesen wäre, wenn sie den Blick erhoben hätten; wir aber denken ihn auf die Höflinge zu richten, damit wir Einige davon, welche eine bedeutende Rolle noch in dieser Erzählung übernehmen werden, näher können kennen lernen.

Ihnen voran gingen die beiden Brüder Radziejowski. Der älteste von ihnen war Reichskanzler, mithin der Vornehmste unter den Höflingen. Er zählte ungefähr achtunddreißig bis vierzig Jahr; allein er hatte sich noch nicht dazu entschließen können, eine eheliche Verbindung mit einer der Töchter des Landes zu schließen, obgleich die Meisten es für ein Glück gehalten hätten, wenn sie die Bevorzugte gewesen, weshalb er sicher sein konnte, daß sein Gesuch um die Hand von jeder jungen Dame des Hofes nicht zurückgewiesen worden wäre.

Aber nicht etwa einzig darum, weil er vermöge

seines Ranges und seines Vermögens die erste Parthie am Hofe war, sondern weil er Vorzüge besaß, die sich selten so bei einem andern Manne, wie bei ihm, vereinigten; und zwar war sein Aeußeres noch eben so angenehm, wie sein Umgang; sein Charakter gleich vortrefflich, wie er sich liebenswürdig gegen Diejenigen zeigte, welche er näher kannte, dagegen er sonst sehr ernst aussah, beinahe stolz, was jedoch an seiner Haltung lag und an seiner über die mittlere Größe reichenden Gestalt.

Es ist schon erwähnt worden, daß er ein bedeutendes Vermögen besaß; allein das war gering gegen das zu nennen, welches ihm zufallen mußte, wenn ein Vetter von ihm, Graf Stanislaus Romanow, ohne einen männlichen Erben zurückzulassen, starb, worauf der Reichskanzler und dessen Bruder zu so umfangreichen Gütern gelangten, daß ihr Einkommen bei weitem das aller übrigen Großen des Hofes dann übertraf. Dieser Graf Romanow aber zählte nur einige Jahre weniger, als der Reichskanzler Radziejowski, war sehr schwächlich, beinahe leidend, und hatte sich gleichfalls noch nicht vermählt.

Auch Wenzl Radziejowski wollen wir näher betrachten, der zur Seite seines Bruders niederkniete, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Doch leider vermögen wir ihm nicht so viel Gutes nachzurühmen, wie dem Reichskanzler; denn Wenzl war

eben so wenig ein schöner Mann, wie er lobenswerthe Eigenschaften besaß. Besonders aber hatte man an ihm die Sucht zu tadeln, mit der er seinen Reichthum zu vermehren wußte, und dabei kein Mittel scheute, wenn es ihm nur zur Erreichung seines Zweckes dienen konnte.

Am sichersten schien ihm jedoch das zu sein, wenn er sich das Wohlwollen der Königin zu erhalten suchte, womit sie ihn schon seit längerer Zeit beglückt hatte; denn sie ließ ihm entweder unmittelbar oder auf andere Weise Vortheile zufließen, wodurch er im Stande war, seine Güter zu vergrößern, wie es mehrmals dadurch geschah, daß sie ihren Gemahl dazu bestimmte, daß Wenzl Radziejowski mit dem Staate Verträge abschließen konnte, die ihm das Eigenthum von solchen Personen zusicherte, die desselben um der einen oder der andern Ursache willen verlustig gingen, und aus dem Lande verwiesen wurden, wenn der König ihnen seine Gnade entzog. Da nun aber ein solcher Fall jedesmal öffentlich zur Sprache kommen mußte, so wurde Wenzl Radziejowski von allen Redlichdenkenden gehaßt und gemieden, wo es nur irgend anging. Er dagegen zeigte sich kriechend höflich gegen Alle, die er für seine Feinde hielt, die er leicht als solche erkennen konnte, weil sie es nicht der Mühe werth hielten, sich gegen ihn zu verstellen, oder ihr Urtheil über ihn zurückzuhalten, wenn sich

Andere zugegen befanden, die seines Gelichters waren, und sicher ihm jedes über ihn ausgesprochene Wort zutrugen, was jene zwar wußten, jedoch darum sich mit Absicht keinen Zwang auflegten.

Alle die übrigen Höflinge werden nicht weiter im Laufe dieser Erzählung einige Wichtigkeit erhalten; wir wollen ihrer daher nicht besonders erwähnen.

Die beiden Schwestern Agraffia und Olga hatten früher die Mitglieder der königlichen Familie nur in der Ferne gesehen, und die Letztere richtete auch nicht den Blick auf sie, als sie sämmtlich dicht an ihnen vorübergehen mußten, indem sie sich zum Tische des Herrn begaben; doch ein ganz anderer Fall war es mit Agraffia. Sie hatte gar wohl, und mit geheimem Entzücken, bemerkt, wie die Blicke aller Höflinge sie vorzugsweise verfolgten, und wie besonders die des Thronfolgers auf ihr hafteten, ja sogar dann, als er an ihr vorüberging zum Altare, um Theil zu nehmen an dem Liebesmahl des Herrn.

Doch nur sie hatte das wahrgenommen, nicht ihre Eltern, nicht Olga, noch Pelagia Chemineffski; vielmehr waren alle diese in ihre Andacht vertieft, und ihre Gedanken waren nur mit der religiösen Feierlichkeit beschäftigt, welcher sie eben beiwohnten.

Indem der Thronfolger wieder vom Altare in die königliche Loge zurückkehrte, und dabei in Agraf-

sia's Nähe kam, senkte sie zwar den Blick auf ihr Gebetbuch; allein sie erröthete dabei so sehr, daß sie es empfand, und eben der Umstand überzeugte ihn, daß sie es vorher wahrgenommen, wie er sie aufmerksam angesehen hatte, auch nun sich überzeugt hielt, daß es abermals geschah, wobei er sich auch nicht irrte. Agraffia aber nahm sich vor, gegen die Ihrigen nichts davon zu erwähnen, daß ihr irgend Etwas an dem Thronfolger aufgefallen war.

Der Gottesdienst ging zu Ende, und Alle, die daran Theil genommen hatten, begaben sich darauf aus der Kirche.

Es gab viele schöne Frauen und Jungfrauen zur damaligen Zeit am Hofe Sigmunds **III.**; aber sie sämmtlich wurden durch die persönlichen Eigenschaften der Töchter des Reichraths Ignatowski bei weitem übertroffen. Das aber bestätigten die Höflinge, welche früher sie nicht gesehen, weil sie ihre meiste Zeit in Gayrozany zugebracht hatten, wo ihr Vater nur die vertrautesten Freunde als Besuch annahm, weil der Arzt seiner Gemahlin, Herr Opacki, dieser Ruhe zu einer Bedingung ihres Lebens gemacht, oder doch wenigstens zur Erreichung einer leidlichen Gesundheit eine einförmige Lebensweise als unbedingt nothwendig erklärt hätte, weshalb auch nur die wenigsten Höflinge die beiden Schwestern kannten. Denn — kamen sie auch wirklich nach Krakau, so

mußten sie am Krankenbette ihrer Mutter verweilen, oder dieser doch Gesellschaft leisten, und deshalb waren sie noch immer als Kinder betrachtet worden, wozu der Umstand hauptsächlich die Veranlassung gab, daß sie noch nicht in den Bund der Christenheit aufgenommen worden waren. Um so mehr erstaunte man über ihre Schönheit, als sie sich öffentlich zeigten, und Mancher, der sonst andächtiger in der Kirche gebetet hätte, dachte jetzt nur an sie; manches Herz schlug schneller bei dem Gedanken an sie; mancher Wunsch gestaltete sich nach ihrem Besitze, und man bedauerte es nur, daß die Familie Ignatowski den Rest des Tages im häuslichen Kreise verleben wollte, wozu ihnen das Königspaar mit einem guten Beispiele voranging, und erst am folgenden Tage die Glückwünsche der Großen des Hofes entgegennahm, weil überhaupt alle Katholiken dem Namenstage mehr Bedeutung zu geben pflegen, wie dem Geburtstage.

---

Als Agraffia sich ihren Eltern im ganzen Anzuge zeigte, bevor sie zum ersten Male nach Hofe fuhr, offenbarte sie durch die Wahl ihrer Kleidung, wie durch den Schmuck, den sie angelegt hatte, nicht nur ihren Geschmack, sondern gleichsam ihren Charakter; denn trotz dem Verbote ihres Vaters, sich prachtvoll

zu kleiden, hatte sie es doch nicht unterlassen, weil sie dabei auf den Beistand ihrer Mutter rechnete, auf den von deren Freundin Pelagia Chemineffski, und auf die Wirkung, welche sie durch ihre Reize hervorbringen würde, wenn sie ihrem Vater entgegenträte, und er sie schelten wollte, wobei sie sich auch nicht irrte.

Ihr Kleid war von weißem Atlas, und wo ihr Ueberkleid, von hellblauer Farbe und demselben Stoffe, auseinander schlug, reich mit Silber gestickt. Eine prachtvolle breite Straußfeder, die tief auf ihre linke Schulter herunterfiel, war auf der rechten Seite ihres Kopfes mit einer ungemein kostbaren Agraffe befestigt, die sie von der Schwester ihrer Mutter geerbt hatte, dagegen Olga nur ganz einfach in ihrem Anzuge aussah, der — sowohl das Kleid, wie das Ueberkleid, von weißem Atlas war, Beides mit Blonden garnirt. In ihren schönen blonden Haaren trug diese einen Kranz von natürlichen Kornblumen, die ihr ein Kunstgärtner vor der Zeit, wo sie im Felde zu finden waren, durch die Anwendung solcher Mittel erzogen hatte, die er nur kannte, und sie geheim hielt.

Es erweckte der Anblick ihrer beiden schönen Töchter in dem Herzen der Eltern ein sehr angenehmes Gefühl, und das vermehrte sich, als nach ihrem Eintritte in den Saal, worin der König und

dessen Gemahlin sich die ihnen angemeldeten Personen vorstellen ließen, die Blicke aller Höflinge auf den beiden jungen Mädchen hafteten.

Die Ansichten waren jedoch verschieden; den Damen gefiel insgesammt Olga besser, als ihre Schwester, und diese hatte das Urtheil der meisten Männer für sich; denn Agraffia war eine üppig blühende Schönheit, und wenn man sie neben Olga sah, der Centifolie neben dem Veilchen vergleichbar, obgleich man auch Olga reizvoll finden mußte. Agraffia's Schönheit wurde daher am lautesten gepriesen, obgleich man auch ihrer Schwester Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Wie so Viele, urtheilte auch der Thronfolger, und Agraffia's Schönheit machte einen so starken Eindruck auf seine Sinne, daß er jede Mahnung der Klugheit überhörte, und dem ganzen Hof bemerkbar machte, was eben in seinem Innern vorging; denn er ließ beständig den Blick auf der Erwählten seines Herzens ruhen. Auch hielt er sie, durch ihre Reize bestochen, für eben so gut, als schön, wobei er sich freilich irrte.

Seine Mutter war nicht die Letzte, welche wahrnahm, was neben ihr vorging, und deshalb von diesem Augenblicke an eine Unruhe empfand, die sie kaum zu verbergen wußte, obgleich die Klugheit,

welche sie besaß, es gebot. Denjenigen also, welch sich in ihrer Nähe befanden, konnte ihre Zerstreuung nicht entgehen; denn ihre Gedanken waren nicht auf das gerichtet, was man zu ihr sagte, sondern diese beschäftigten sich beständig damit, wie sie es anfangen müsse, um es zu verhindern, daß sich nicht etwa Umstände ereigneten, welche alle ihre vortheilhaft entworfenen Pläne in Bezug auf die Vermählung ihres Erstgeborenen durchkreuzen möchten, alle ihre Wünsche zu seinem Wohle, wie sie meinte, die sie schon so lange in ihrem Innern gehegt und gepflegt, wenn er sich nämlich eine andere Gemahlin wählte, als die, welche sie ihm bestimmt hatte, und vollends gar die Tochter ihres ärgsten Feindes.

Nun sie aber ihre Aufmerksamkeit theilen, nun sie, nach allen Seiten hin freundlich, herablassend, huldvoll und liebenswürdig sich zeigen mußte, wenn sie durch das Gegentheil nicht auffallen wollte, konnte sie begreiflich nicht beurtheilen, auf was für eine Art sie einem Falle vorbeugen müßte, dessen Eintreffen sie grenzenlos unglücklich gemacht hätte; aber daß sie es wollte, darüber waltete kein Zweifel mehr in ihrem Innern. Nur beschloß sie noch den folgenden Tag abzuwarten, wo am Abende ein Hofball stattfinden sollte, der zu Ehren der Fremden gegeben wurde, die sich eben ihr hatten vorstellen lassen, bevor sie zu entscheiden meinte, welche Art

von Plänen sie entwerfen müsse, um schnell die Absichten ihres Sohnes zu hintertreiben.

So verging die für die meisten Gegenwärtigen peinliche Zeit der großen Cour, wobei nur nichtssagende Höflichkeitsbezeigungen von allen Theilen gewechselt wurden, und wohlklingende Reden, bis endlich der König und dessen Gemahlin die Höflinge und die ihnen Vorgestellten entließen, und ausnahmsweise wenige von ihnen, und nur Männer, zu einem Familienmahle einladen ließen.

Eine solche Einladung hatte auch der Reichsrath Ignatowski erhalten; die Seinigen fuhren daher ohne seine Begleitung nach Hause, jedoch von mehreren Höflingen bis zum Wagen geführt, indessen der König sich mit dem Reichsrathe Ignatowski unterhielt, und es diesem unmöglich machte, seine Pflichten als Gatte und Vater zu erfüllen.

---

Als die Gemahlin des Reichsraths Ignatowski wieder in ihrem Gemache angelangt war, sank sie, völlig an Kräften erschöpft, in einen Sessel, indem sie ausrief: „Gottlob, diese von mir schon seit langer Zeit gefürchtete Stunde wäre vorüber! Ach, Pelagia, wie bin ich todtmüde!“

„Ich kann es mir denken, wie sehr der Zwang Dich angegriffen hat, den Du Dir auflegen mußtest,

während wir uns bei Hofe befanden," erwiederte Pelagia, indem sie schnell die Klingel anzog, um die Kammerfrau ihrer Freundin herbeizuholen, und bis diese erschien, selbst ihr die Handschuh auszog, den Schmuck abnahm, und darauf auch sie entkleidete, wobei sie fortfuhr: „hat das lange Stehen doch sogar mich ganz unbeschreiblich ermüdet; wie sehr also mußt Du Dich nach einer Erholung gesehnt haben. Indessen — liebe Vannienka, denke an die Entschädigung, welche Dir für alle Unbequemlichkeit, der Du Dich unterziehen mußtest, geworden ist; denn wie überaus gnädig haben sich der König und dessen Gemahlin mit Dir und Deinem Gatten unterhalten, und wie freundlich mit Deinen Töchtern. Auch die Prinzen und deren Schwestern, wie liebenswürdig zeigten sie sich gegen uns Alle, ganz dem Beispiele ihrer Eltern folgend. In Wahrheit, wir können sämmtlich mit unserer Aufnahme am Hofe zufrieden sein."

Maschinka, die Kammerfrau der Gemahlin des Reichraths Ignatowski, trat nun ein, um ihre Dame vollends zu entkleiden. Das vorher begonnene Gespräch zwischen den beiden Freundinnen stockte also; denn sie liebten es Beide nicht, in Gegenwart der Dienerschaft über andere Gegenstände zu sprechen, als über ganz gewöhnliche, und besonders jetzt hatten sie dazu hinlänglich Ursache.

Sophia, Maschinka's ältere Schwester, war früher Kammerfrau bei der Gemahlin des Reichsraths Ignatowski, und erlaubte sich damals gegen Agraffia Freiheiten, die ihr nicht zukamen, worüber diese ganz außer sich gerieth, und in einem Anfall ihrer Heftigkeit sogar ihr ein Buch an den Kopf warf, auch nicht die Ausdrücke sorgsam wählte, womit sie ihr vorwarf, daß sie gefehlt habe. Sophia wollte daher nicht mehr länger in einem Hause bleiben, wo die Tochter desselben ihr in solcher Art begegnen durfte, und verließ es plötzlich, erdreistete sich jedoch, bei der Königin um eine Stelle nachzusuchen, die eben offen stand, weil eine Kammerfrau derselben sich verheirathen wollte.

Die Königin ließ bei Vannienka Ignatowski Erkundigungen über Sophia einziehen, und weil Jene sich fest überzeugt hielt, daß mehr ihre Tochter die Schuld bei dem stattgefundenen Zwiste getragen hatte, als das Mädchen, obgleich sie Sophia tadeln mußte, daß sie der Tochter ihrer Gebieterin alle Fehler zu jener Zeit vorgeworfen hatte, die Agraffia allerdings besaß, wodurch sie aber aufs Aeußerste zum Zorne gereizt wurde, so freute sich Vannienka, daß ihre ehemalige Kammerfrau eine lebenslängliche Versorgung fand, und lobte sie ihrer Geschicklichkeit wegen, die sie von jeher in Vannienka's Dienst gezeigt hatte, die sie also deshalb ungerne verlor, und Sophia er=

hielt darum die Stelle bei der Königin, um welche sich so Viele vergebens bewarben.

Dieser Umstand veranlaßte Sophia, sich zu der Gemahlin des Reichraths Ignatowski zu begeben, um ihr für ihre gütige Empfehlung zu danken, worauf sie hinzusetzte: „Ach, gnädige Frau, es wäre mir gewiß niemals eingefallen, Euch zu verlassen, da Ihr die Güte selbst gegen Eure Dienerschaft seid. Doch Fräulein Agraffia legte es in der letzten Zeit förmlich darauf an, daß ich fort mußte, weil ich es nicht länger in der Nähe einer so bösen jungen Dame aushalten konnte. Aber dennoch scheide ich nur mit dem größten Schmerze von Euch, gnädige Frau, und bitte Euch inständig, mir Euer Wohlwollen nicht ganz für die Folge zu entziehen.“ Vannienka versprach ihr das, und entließ sie.

Dem Reichsrath konnte seine Gemahlin nicht verbergen, was vorging, und er befahl zwar, daß Sophia nicht mehr in seinem Hause aufgenommen werden sollte, wenn sie auch wirklich darauf antrüge; allein er sagte Agraffia, und eben nicht in den feinsten Ausdrücken, daß er sie für den schuldigen Theil hielt, worauf er hinzusetzte: „Jedenfalls muß ich wünschen, daß kein ähnlicher Fall mehr vorkommt, Agraffia; sollte er aber dennoch wieder eintreten, dann sei versichert, daß ich Maßregeln ergreifen werde, die Dir nicht gefallen sollen. Du besitzest

Deine eigene Dienerschaft, an welche Du Deine Befehle zu richten hast, und wirst Dich hoffentlich nicht weiter um die Deiner Mutter bekümmern."

Agraffia nahm die Ermahnung ihres Vaters zwar nicht mit geringer Empfindlichkeit auf; allein sie bemühte sich, diese vor ihm zu verbergen.

Sobald Sophia's Eltern das Vorgefallene erfahren hatten, bewarb sich ihre jüngere Schwester bei der Gemahlin des Reichsraths um die erledigte Stelle, und bestürmte sie mit Bitten so lange, bis Vannienka ihnen nachgab, zum großen Aerger ihrer ältesten Tochter; denn deren Vater wollte es so haben, damit Agraffia ihrer Heftigkeit wegen bestraft würde, und zwar hauptsächlich darum beharrte er dabei, daß Maschinka Kammerfrau bei seiner Gemahlin werden sollte, weil Agraffia darüber ganz außer sich war, und in ihrer eigenthümlichen Weise Alles aufbot, um sich des Mädchens Aufnahme zu widersetzen, weshalb ihre Mutter schon anfing, unentschlossen zu werden, indem sie den häuslichen Frieden überaus liebte, und fürchtete, dieser könnte darunter leiden, wenn sie dem Willen ihres Gemahls nachgäbe.

Aber der beharrte standhaft dabei, da er, besonders in der letzten Zeit, wahrgenommen hatte, daß Agraffia darnach strebte, Jeden zu beherrschen, der mit ihr irgend in eine Berührung kam, und dabei

sogar die Ihrigen nicht ausschloß, nicht die Freundin ihrer Mutter, Pelagia Chemineffski. Maschinka trat daher nach dem Willen von Agraffia's Vater, gleich nach Saphia's Abgang, deren Stelle an; seiner Tochter sagte er aber, daß er die Kammerfrau ihrer Mutter in seinen besondern Schutz nehmen werde, und daß sie sich darnach richten möge.

Agraffia wußte, daß ihr Vater Wort hielt, wenn er eine Drohung aussprach, und daß sie mithin eine Beschämung in Gegenwart ihrer Untergebenen befürchten konnte, wenn sie ähnlich mit Maschinka verfuhr, wie mit deren Schwester. Sie hütete sich nun zwar darum, Jener zu nahe zu treten; aber sie schenkte dem in der That gutmüthigen Wesen auch nicht einen freundlichen Blick, noch richtete sie je ein Wort an Maschinka, wenn sie ihr zufällig begegnete. Desto mehr aber belästigte sie ihre eigene Kammerfrau mit Zumuthungen, die zu erfüllen, ihr länger unmöglich wurde, weshalb sie sich in kurzer Zeit manchen Wechsel mußte gefallen lassen, und eben so den strengen Tadel ihrer Eltern, die es im höchsten Grade mißbilligten, daß ihre Tochter die Leute, welche sie bedienten, so hart behandelte, und sie so häufig wechselte.

Das aber ging Alles vor, noch ehe die beiden Schwestern bei Hofe waren vorgestellt worden, und als sie von dort zurückkehrten, würde Agraffia ihren

besten Schmuck darum gegeben haben, wenn Sophia nicht eine so üble Meinung von ihr mit sich ins Schloß genommen hätte.

Indem sie darüber nachdachte, empfand Agraffia eine grenzenlose Unruhe; denn sie bedachte, daß Sophia eine Mittheilung über ihr Benehmen leicht vor das Ohr der Königin, oder gar vor das des Thronfolgers bringen könnte, wenn dieser sie zufällig in den Gemächern seiner Mutter antraf und sie nach Agraffia's Eigenschaften befragte; denn in diesem Falle mußte sie begreiflich eine für sie ungünstige Wirkung befürchten. Aus dem Grunde ließ sie sich, also, ganz in Gedanken versunken, von ihrer Kammerfrau entkleiden, nachdem sie von Hofe zurückgekehrt war, und nahm darauf in einem Sessel Platz, um der ihr so unangenehmen Sache weiter nachzudenken.

Sie bemerkte also auch nicht, daß später Olga zu ihr kam, und fuhr erschrocken zusammen, als diese sie anredete, worauf Beide über Alles plauderten, was sie im Schlosse gesehen oder gehört hatten.

Im Laufe dieses Anspräches sagte aber Olga: „Hast Du auch bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit Dich der Thronfolger betrachtet, und alle Deine Bewegungen mit seinen Blicken verfolgt hat? In Wahrheit, es mußte allen Gegenwärtigen auffallen.“

Agraffia lächelte, und sagte so freundlich zu ihrer Schwester, wie sie sonst nie mit dieser zu sprechen

pflegte: „Ich bitte Dich, liebes Herz, nicht in Gegenwart unserer Eltern eine solche Aeußerung zu wiederholen, weil der Vater wohl gar auf den Gedanken kommen könnte, uns von den Hoffesten zurückzuhalten, worüber Du Dich bald trösten möchtest, da Du ohnehin kein Vergnügen dabei finden wirst, worüber jedoch ich mich halb todt grämen möchte; denn ich habe sehnsüchtig genug die Zeit herbeigewünscht, wo es mir vergönnt sein wird, in großer Gesellschaft zu erscheinen."

„Durch mich sollen sie gewiß nicht darauf aufmerksam gemacht werden, wie es war," versicherte Olga; „aber ich fürchte, daß unsere Eltern dieselbe Bemerkung werden gemacht haben, wie Jeder von den dort Anwesenden; oder, sollte es Dir nicht aufgefallen sein, wie sich Manche unter ihnen bedeutsam ansahen, wie sie einander zuflüsterten? In der That, Agraffia, es wäre nicht gut, wenn der Thronfolger sein heutiges Benehmen bei jedem Zusammentreffen mit Dir wiederholen sollte; denn —"

„Und weshalb wäre es nicht gut?" fiel ihr Agraffia schnell in die Rede. „Mir möchte es nicht übel gefallen."

„Darauf könnte es ganz und gar nicht ankommen, liebe Schwester," erwiederte Olga lächelnd; „vielmehr würdest Du Dich genöthigt sehen, jedes Wohlgefallen an ihm zu unterdrücken, damit sich

dieses Gefühl nicht in ein noch wärmeres verwandeln möchte, dem Du doch kein Gehör schenken dürftest."

„Aber warum denn nicht?" fragte Agraffia, und man konnte nicht errathen, ob sie im Ernste die Frage an ihre Schwester richtete.

„Weil man gewiß schon eine Gemahlin für den Thronfolger gewählt hat."

Agraffia trat vor einen großen, in die Wand ihres Gemaches eingemauerten Spiegel, der treu ihre außerordentlich schöne Gestalt zurückgab, welche sie mit Wohlgefallen betrachtete, und dabei sagte: „Wenn es so ist, liebe Olga, dann mögen Diejenigen, welche eine Gemahlin für ihn gewählt haben, ohne sein Herz dabei zu Rathe zu ziehen, den Aerger darüber auf sich selbst richten, sobald sie die Bemerkung machen, da sie im Irrthume standen, wenn sie annahmen, daß der Prinz ganz nach ihrem Willen zu lenken sei. Ich setze nämlich voraus, wenn er fortfahren sollte, mich so günstig zu beurtheilen, wie es heute der Fall war, was man ihm deutlich ansehen konnte, indem er dabei seinem Gefühle keinen Zwang auflegte."

„Ach," erwiederte Olga gutmüthig, „ich fürchte, daß es ein Anderes ist, wenn man Gefallen an einem Gegenstande findet, oder wenn man diesen Gegenstand besitzen will, und zwar gesetzlich."

„Es soll sich aber in dem Herzen des Prinzen

Wladislaw das Eine mit dem Andern bald so enge verschmelzen, daß er selbst keinen Unterschied wird dabei entdecken können," entgegnete Agraffia, und ringelte dabei die Locken ihres schönen schwarzen Haares über ihre Finger, worauf sie, nach einer kurzen Pause, fortfuhr: „oder meinst Du, liebes Herz, daß die Krone zweier Reiche, ich verstehe darunter Polen und Schweden, Deine Schwester nicht gut kleiden würde? Du siehst mich mit Erstaunen an. Ja, ja, mein liebes Kind, so kann es kommen, so soll es kommen. Schweden muß an seinen rechtmäßigen Herrn zurückfallen, und ich werde mit dem dazu erforderlichen Anstande schon die Krone zweier Reiche zu tragen wissen."

Nach diesen Worten warf sich Agraffia, mit den Manieren, welche sie genau am Morgen der Königin abgelauscht hatte, in einen Sessel, und reichte ganz in der Art, wie diese es vor ein paar Stunden gethan, als Agraffia ihr vorgestellt wurde, nun ihrer Schwester die Hand zum Kusse hin.

Olga lachte darüber, aber sie mußte gleichzeitig bewundern, wie treu das Gedächtniß ihrer Schwester jede Bewegung der Königin sich gemerkt hatte, und wie vorzüglich gut Jene nun jede nachzuäffen verstand. Olga sagte daher auch mit sehr heiterem Tone zu ihr: „Du möchtest in Wahrheit vortrefflich die Würde einer Königin zu behaupten verste-

hen. Es ist darum nur Jammerschade, daß Du keine Gelegenheit finden wirst, dieses Talent der Welt zu zeigen, daß man Dir vielmehr Deinen Platz, statt auf dem Throne, hinter dem Sessel der künftigen Gemahlin des Thronfolgers anweisen wird, wenn Du noch wirklich zu dieser Ehre gelangst."

„Irren ist menschlich," sagte Agraffia, und behielt die angenommene Würde bei, „und Du, mein liebes Schwesterchen, kannst leicht in einen Fall kommen, wo Du die Wahrheit dieses alt herstammenden Sprichwortes wirst anerkennen müssen; denn ich behaupte gegen Dich, daß ich nicht hinter dem Sessel der künftigen Gemahlin des Thronfolgers stehen, sondern selbst die von ihm dazu Erwählte sein werde. Das heißt, wenn er fortgesetzt meinen Beifall so wie jetzt findet —"

„Liebe Schwester," unterbrach sie Olga, plötzlich einen sehr ernsten Ton annehmend, „Du hast doch wohl nur gescherzt? Ich bitte Dich, sage Ja; denn Gott wolle Dich vor einem so hochmüthigen Sinn bewahren, der darnach streben wollte, die höchste Stufe aller irdischen Ehre zu erklimmen. Es möchte Dir damit nicht gelingen, und Du würdest mit diesem Wagnisse uns Allen, welchen Du angehörst, nur Unglück zuziehen, besonders aber unsern Eltern."

Agraffia schüttelte dabei lächelnd den Kopf, und ihre Schwester fuhr darum nur noch ernster eifernd

fort: „Stelle Dir den Spott der Höflinge vor, wenn es lautbar würde, wohin Deine kühnen Wünsche sich verirren wollten. Ueberlege, was Du dabei zu leiden hättest, und in jedem Falle, es möchte der Thronfolger Deine Wünsche theilen, oder nicht. Gegenwärtig empfindest Du doch gewiß noch keine Liebe für ihn; aber es könnte doch in der Folge so kommen, und dann erst würdest Du wahrhaft unglücklich werden, wenn Du seiner Hand entsagen müßtest, wie es sicher so käme, da sein Wille, wie unser Vater häufig behauptet hat, ganz wie der seines Vaters, von dem der Königin abhängt. Ja, Du würdest dann nicht einmal von irgend einem Menschen bemitleidet werden, weil Jedermann Deinen Hochmuth tadeln müßte, der Dich verleitet hätte, eine so kühne Forderung an das Schicksal zu richten."

Während Olga zu ihr sprach, überlegte Agraffia nicht etwa, ob diese mit ihrer gutgemeinten Warnung Recht habe; sie erkannte nicht die Wahrheit der Behauptungen ihrer Schwester, sondern sie sann darauf, welche Mittel sie wählen müßte, um sich dem ihr angedrohten Unglücke zu entziehen, dem Spotte der Höflinge auszuweichen, und ihre Wünsche mit einem glücklichen Erfolge zu krönen. Vor Allem aber überlegte sie, daß ihr schon bei Hofe schnell gefaßter Plan scheitern möchte, wenn Olga die Mitwisserin ihres Geheimnisses blieb, und darum nahm sie sich

vor, ihre Schwester lieber zu täuschen. Sie sah diese also, als Olga ihre Antwort erwartete, erst ernsthaft an, und lachte darauf überlaut, indem sie sagte: „Ich habe einmal behaupten hören, daß man ganz ungereimtes Zeug schwatzen kann, und immer auf Menschen treffen wird, die es glauben, sobald man es nur versteht, diese mit einem angemessenen Vortrage darüber zu belehren, mit einem dazu nothwendigen Ernste. Ich bestritt damals diese Behauptung, aber Du hast mich gegenwärtig von der Wahrheit derselben überzeugt. Sage mir, wie in aller Welt war es Dir nur möglich, daran zu glauben, daß ich denken könnte, es würde mir gelingen, wenn ich mich zur künftigen Königin von Polen erheben wollte? Ach nein! Mein Loos wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein etwas bescheideneres sein. In jedem Falle aber habe ich mir vorgenommen, so lange wie möglich unvermählt zu bleiben, damit ich meine Freiheit auf eine anständige Weise noch zu genießen vermag.“

Olga suchte erst sich zu überzeugen, ob ihre Schwester nun wahr gegen sie sei, oder ob sie ihrer Aeußerung nicht trauen dürfe, weshalb sie Agraffia aufmerksam und forschend ansah. Als diese aber fortgesetzt betheuerte, daß sie die Leichtgläubigkeit ihrer Schwester nur habe auf die Probe stellen wollen, schöpfte Olga erst tief Athem, wie Jemand, des-

sen Brust von einer schweren Last befreit worden ist, indem sie sagte: „Gottlob! Wie konnte ich auch so thöricht sein, daran zu glauben, daß Du im Ernste sprächest!“

„Ich finde es unbegreiflich,“ sagte Agraffia, noch immer dabei lachend, setzte jedoch, plötzlich einen andern Ton annehmend, hinzu: „Verschweige es aber nur ja unsern Eltern, daß ich Dich auf diese Weise ein wenig geneckt habe, damit sie sich nicht auch noch dieser Sache wegen ohne Grund beunruhigen. Nicht wahr, liebe Olga, Du wirst ihnen meine Aeußerungen nicht wiederholen?“

„Ganz gewiß nicht,“ betheuerte Olga, und sprach darauf noch mit ihrer Schwester von den verschiedenen Höflingen, wobei sich Agraffia so liebenswürdig gegen diese zeigte, wie sonst niemals.

In dieser Unterhaltung sprach auch Olga die Bemerkung aus, daß der Reichskanzler Radziejowski gleichfalls Agraffia bei ihrer Vorstellung bei Hofe mit seinen Blicken verfolgt habe, und meinte, daß es noch ein sehr schöner Mann sei.

Agraffia lachte jedoch, indem sie antwortete: „Schon zu alt, liebes Kind, schon zu alt, außerdem aber als eine votreffliche Parthie zu betrachten; denn erstens bekleidet er die höchste Stelle im Lande, und dann ist er sehr reich, wie ich gehört habe.“

„Er soll noch weit werthvollere Eigenschaften

besitzen," sagte Olga; „er soll edelmüthig sein, gut und klug, gerecht und liebenswürdig im Umgange —"

„Nun, wir wollen sehen, ob ich mich dazu entschließen kann, Gräfin Radziejowski zu werden," erwiederte Agraffia, ihrer Schwester in die Rede fallend, „vorausgesetzt, daß mir keine andere Wahl übrig bliebe. Oder — willst Du, daß ich Dir ihn abtreten soll? Du siehst mich dazu bereitwillig."

„Ich danke Dir für Deine gute Absicht," entgegnete Olga; „allein für mich sorge nicht, ich bleibe unvermählt —"

„Warum nicht gar!" rief Agraffia lachend aus. „Dir wie mir wird es an Freiern nicht fehlen, und wir wollen uns an dem Vergnügen ergötzen, ihnen, wenn sie uns nicht behagen, recht zierliche Körbchen zu flechten."

Der Eintritt eines Dieners, der sie zu Tische rief, unterbrach das Gespräch der beiden Schwestern. Sie begaben sich daher in das Speisezimmer, wo sie bereits ihre Mutter und Pelagia antrafen.

Ende des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Satori-Neumann, Johanna

Agraffia und Fatime, oder: Die Folgen der Schuld Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen. Von Johanna Satori-Neumann
Bd.: 1.

Braunschweig (1847)

P.o.germ. 1243 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118220-0